

Technical and Bibliographic Notes / Notes techniques et bibliographiques

The Institute has attempted to obtain the best original copy available for filming. Features of this copy which may be bibliographically unique, which may alter any of the images in the reproduction, or which may significantly change the usual method of filming, are checked below.

L'Institut a microfilmé le meilleur exemplaire qu'il lui a été possible de se procurer. Les détails de cet exemplaire qui sont peut-être uniques du point de vue bibliographique, qui peuvent modifier une image reproduite, ou qui peuvent exiger une modification dans la méthode normale de filmage sont indiqués ci-dessous.

Coloured covers/
Couverture de couleur

Covers damaged/
Couverture endommagée

Covers restored and/or laminated/
Couverture restaurée et/ou pelliculée

Cover title missing/
Le titre de couverture manque

Coloured maps/
Cartes géographiques en couleur

Coloured ink (i.e. other than blue or black)/
Encre de couleur (i.e. autre que bleue ou noire)

Coloured plates and/or illustrations/
Planches et/ou illustrations en couleur

Bound with other material/
Relié avec d'autres documents

Tight binding may cause shadows or distortion along interior margin/
La reliure serrée peut causer de l'ombre ou de la distorsion le long de la marge intérieure

Blank leaves added during restoration may appear within the text. Whenever possible, these have been omitted from filming/
Il se peut que certaines pages blanches ajoutées lors d'une restauration apparaissent dans le texte, mais, lorsque cela était possible, ces pages n'ont pas été filmées.

Coloured pages/
Pages de couleur

Pages damaged/
Pages endommagées

Pages restored and/or laminated/
Pages restaurées et/ou pelliculées

Pages discoloured, stained or foxed/
Pages décolorées, tachetées ou piquées

Pages detached/
Pages détachées

Showthrough/
Transparence

Quality of print varies/
Qualité inégale de l'impression

Continuous pagination/
Pagination continue

Includes index(es)/
Comprend un (des) index

Title on header taken from:/
Le titre de l'en-tête provient:

Title page of issue/
Page de titre de la livraison

Caption of issue/
Titre de départ de la livraison

Masthead/
Générique (périodiques) de la livraison

Additional comments:/
Commentaires supplémentaires:

This item is filmed at the reduction ratio checked below/
Ce document est filmé au taux de réduction indiqué ci-dessous.

10X	14X	18X	22X	26X	30X
<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
12X	16X	20X	24X	28X	32X



Du Blume Karmel, sei gegrüßt.

Rundschan vom Berge Karmel.

I. Jahrgang.

Januar, 1898.

Nummer 4.

Huldigung.

Des neuen Jahres erster Gruß
Sei Dir geweiht, Maria,
Und Deinem Sohne, ewiglich
Gebenedeit, Maria!

Du bist des Himmels Herrscherin,
Die Gottesbraut, Maria,
Der Schöpfung Kron' und Ideal,
Das Volk erschaut, Maria!

Du Königin der Engelschaar,
Du schönster Stern, Maria,
Du Jungfrau mild, Du Mutter traut
Des höchsten Herrn, Maria!

Der Reinen Glück, der Armen Trost,
Der Sünder Hort, Maria,
Du Helferin in Angst und Tod,
Du sicherer Port, Maria.

Du Karmel-Blüthe, schneeweiß,
Du Rose, roth, Maria,
Du Gnadenborn, der lüde heilt
Der Seele Noth, Maria!

Du Sitz der Weisheit, Davids Thurm,
Du goldnes Haus, Maria,
Du Bundes-Arche, gott-geheimt
Im Bogenbraus, Maria!

Du Thränen-Quelle, schmerzensreich,
Wie keine je, Maria,
Gekreuzigt auf Calvaria
In Jesu Weh, Maria!

So demuthvoll, so zart und stark,
So hold und rein, Maria;
Der Liebe höchstes Wunder bist
Ja Du allein, Maria.

O, nimm des Jahres ersten Gruß,
Nur Dir geweiht, Maria,
Und Deinem Sohne, ewiglich
Gebenedeit, Maria!

Wilhelm Keilmann.

Aus dem Blumengarten vom Berge Karmel.

Von Very Rev. Anastasius J. Kreidl, O. C. C.

(Fortsetzung.)



Frage. Viele Personen beten täglich sieben Vaterunser und sieben „Gegrüßet seist du, Maria“ für das Skapulier.

Sind diese Gebete nothwendig?

Antwort. Nein, für das Skapulier sind keine Gebete außer den bereits erwähnten, benöthigt. Die sieben „Vater unser“ und die sieben „Gegrüßet seist du, Maria“ sind ein Ablassgebet (jedemal 40 Tage) zu Ehren der sieben Freuden der Hl. Jungfrau und ein Priester, welcher die Facultäten besitzt, kann diese Gebete an Stelle des kleinen Officiums oder der Abstinenz setzen, welche für das Samstagprivilegium nothwendig sind. Aber der Priester kann eben so gut andere Gebete wählen.

Frage. Ist es eine Sünde, die Skapuliergebete zu unterlassen?

Selbstverständlich nicht. Es gibt kein, im Gewissen verpflichtendes Gebot, diese Gebete zu sagen. Sie sind einfach eine nothwendige Bedingung zum Erreichen eines Privilegium's, welches auf andere Weise nicht gewonnen werden kann.

Frage. Welche Gründe genügen, um eine Abänderung der kleinen Tagzeiten oder der Abstinenz nachzusuchen?

Antwort. Jede vernünftige Ursache, wie Krankheit, Abhängigkeit von anderen, wirkliche Unannehmlichkeiten u. s. w. Die Congregation für Ablässe erklärt (18. Sept. 1862), daß Kinder und kranke Personen Mitglieder der Bruderschaft sind und alle Privilegien gewinnen können, wenn sie Gebrauch machen von der Berechnung um eine Abänderung der erwähnten Verpflichtungen nachzusuchen.

Frage. Also, um das erste Privilegium, die Gnade eines seligen Todes und die Be-

wahrung vor dem höllischen Feuer zu sichern, sind keine besonderen Gebete benöthigt?

Antwort. Nur für das zweite Privilegium, nämlich, am ersten Samstag nach dem Tode aus dem Fegefeuer befreit zu werden, sind Gebete vorgeschrieben, aber es ist selbstverständlich, daß in jedem Falle das Skapulier gefragt werden muß als Beweis unserer Andacht zu Unserer lieben Frau. Kurz gefaßt, hat man folgendes zu thun. Um vor einem elenden Tode bewahrt zu werden, empfangen von einem dazu autorisirten Priester, welcher deinen Namen registriren wird, ein Skapulier.

Frage dasselbe stets und wenn du dasselbe bei deinem Tode anhaßt, wird die Heilige Jungfrau ihr Versprechen halten.

Wenn du am ersten Samstag nach deinem Tode aus dem Fegefeuer befreit werden willst, führe ein Leben der Keuschheit und lese e n t w e d e r täglich das kleine Officium der Hl. Jungfrau oder enthalte dich vom Fleischgenuß an Mittwochen und Samstagen—oder—laß diese Verpflichtung durch einen autorisirten Priester in einige andere Gebete umändern.

Achstes Kapitel.

Ablässe.

Frage. Hat die Kirche dem „Braunen Skapulier“ irgend welche Ablässe gewährt?

Antwort. Es ist beinahe unmöglich, all' die Ablässe aufzuzählen, welche der Hl. Stuhl den Mitgliedern der Bruderschaft vom Berge Karmel gewährt hat. Aber wir wollen versuchen, eine möglichst vollständige Liste dieser Ablässe zusammenzustellen. Zweck besserer Uebersicht wollen wir dieselben classificiren.

Es gibt persönliche und lokale Ablässe.

Frage. Was versteht man unter einem „persönlichen“ Ablass?

Antwort. Ein „persönlicher“ Ablass ist ein solcher Ablass, der übergibt von der Person gewonnen werden kann, welche die Bedingungen des Ablasses erfüllt.

Frage. Was ist ein „lokaler“ Ablass?

Antwort. Ein „lokaler“ Ablass ist ein Ablass, welcher an einen gewissen Platz gebunden ist—entweder eine Kirche oder eine Kapelle—, welche man besuchen muß, um den, mit jenen Plätzen verbundenen, Ablass zu gewinnen.

Frage. Welches sind die Bedingungen zur Gewinnung eines vollkommenen, persönlichen Ablasses?

Antwort. Die allgemeinen Bedingungen sind gewöhnlich: Eine gute Beichte, heilige Kommunion—und Gebete nach der Meinung des hl. Vaters, jedoch ist letztere Bedingung nicht immer notwendig. Wenn diese Bedingung vorgeschrieben ist, werden wir dieselbe erwähnen.

Die meisten Ablässe können den armen Seelen im Fegefeuer zugewandt werden. Diese Ablässe werden wir mit den Buchstaben: A. S. (Arme Seelen) bezeichnen.

Persönliche vollkommene Ablässe.

1. Am Tage der Aufnahme in die Bruderschaft und beim Empfange des Skapulier's.—A. S.

2. An einem Sonntage jeden Monats für alle Diejenigen, welche bei der Prozession anwesend sind, die gewöhnlich in Kirchen abgehalten werden wird, in denen die Bruderschaft eingeführt, und nach der Meinung des hl. Vaters beten.—A. S.

3. Diejenigen, welche verhindert sind, sich an der Prozession zu betheiligen, können denselben Ablass gewinnen durch einen Besuch in der Kirche oder der Kapelle der Bruderschaft und durch Gebete nach Meinung des hl. Vaters.

4. Solche Mitglieder der Bruderschaft,

welche krank, gefangen oder auf Reisen sind, können denselben Ablass gewinnen durch Lesen der Tagzeiten der hl. Jungfrau oder durch fünfzigmaliges Beten des „Vater unser“ und des „Gegrüßet sei'st du, Maria.“ Sie müssen voll aufrichtiger Reue und fest entschlossen sein, bei nächster Gelegenheit die Sakramente zu empfangen.—A. S.

5. In der Todesstunde, für alle Diejenigen, welche den Namen Jesus anrufen—wenigstens im Herzen—falls sie es mit den Lippen nicht können.—A. S.

6. Alle Diejenigen, welche von einem Priester, der die Facultäten besitzt—oder—im Falle der Abwesenheit eines solchen Priesters— von einem anerkannten Priester die General-Abolution empfangen.

7. Der Ablass des privilegierten Altars,—das ist ein vollkommener Ablass für die Seele, für welche das Messopfer dargebracht wird—ist an jede Todtenmesse geknüpft, die von irgend einem Priester, an irgend einem Altar, in irgend einer Kirche für die Ruhe der Seele irgend eines Mitgliedes des Ordens oder der Bruderschaft gelesen wird.

8. Jedesmal wenn andere Bruderschaften einen vollkommenen Ablass haben.

Persönliche—unvollkommene Ablässe.

Um diese zu erlangen, ist nur die Verrichtung der empfohlenen guten Werke notwendig. Natürlich ist es unumgänglich notwendig, im Stande der Gnade zu sein, um irgend einen Ablass zu erlangen.

1. 50 Tage Ablass werden allen jenen Mitgliedern der Bruderschaft gewährt, welche sich begrüßen mit dem Gruße „Gelobt sei Jesus Christus“ und denen, welche antworten „In Ewigkeit. Amen“ oder etwas Ähnliches. Benedict XIII. vermehrte diesen Ablass auf 100 Tage und Pius IX. dehnte denselben auf alle Gläubigen aus.

2. 25 Tage allen denen, welche andächtig die Heiligen Namen Jesus und Maria aussprechen.

Neuntes Kapitel.

Locale Ablässe.

Frage. Welches sind die Bedingungen zur Gewinnung localer Ablässe.

Antwort. Außer den allgemeinen, im letzten Kapitel erwähnten, Bedingungen, erfordern locale Ablässe einen Besuch in einer Karmeliterkirche oder in einer Pfarrkirche, in welcher die Bruderschaft vom Berge Karmel eingeführt ist. Diejenigen, welche durch Krankheit oder Gefangenschaft verhindert sind, eine Kirche zu besuchen, können die localen Ablässe gewinnen durch Beobachtung aller gewöhnlichen Bedingungen und durch Verrichtung irgend eines anderen guten Werkes, welches ihnen durch ihren Beichtvater an Stelle des vorgeschriebenen Besuches empfohlen wird.

Vollkommene locale Ablässe.

1. Einmal im Jahre, an irgend einem Tage des Jahres.

2. Einmal am Tage, an irgend einem Tage, an welchem man die hl. Sakramente empfängt.

3. An einem Mittwoch in jedem Monat.

4. Am Feste der Weihe aller Karmeliterkirchen. (31. August)

5. Am Titularfeste irgend einer Karmeliterkirche.

6. Bei der vierzigstündigen Andacht in irgend einer Karmeliterkirche.

7. Bei dem Päpstlichen Segen, welcher in Karmeliterkirchen viermal im Jahre gegeben wird: Am Feste des hl. Stephan (26. December); am Dienstag nach Ostern; am Dienstag nach Pfingsten—und am Feste Unserer lieben Frau vom Berge Karmel (am 16. Juli).

8. Ein vollkommener Ablass kann gewonnen werden bei jedem Besuch, welcher einer Karmeliterkirche abgestattet wird von der Besper (2 Uhr Nachmittags) am 15. Juli bis zum Sonnenuntergang am 16. Juli. Keiner der Besuche braucht länger zu währen als es genügt, einige fromme Gebete nach Meinung des hl. Vaters zu verrichten.

3. 300 Tage für das Herfagen der Litanei des hl. Namens Jesu.

4. 200 Tage für die Litanei der hl. Jungfrau.

5. 300 Tage an jedem Mittwoch und Samstag für Diejenigen, welche sich des Fleischgenusses enthalten.—M. S.

6. 40 Tage, welche man an einem Tage einmal gewinnen kann durch das Beten von sieben „Vater unser“ und sieben „Gegrüßet seist du, Maria“ zu Ehren der sieben Freuden der hl. Jungfrau.—M. S.

7. 100 Tage für das andächtige Lesen der kleinen Tagzeiten der hl. Jungfrau.—M. S.

8. 5 Jahre und 5 Quadragenen einmal jeden Monat für diejenigen Mitglieder, welche monatlich einmal communizieren und nach Meinung des hl. Vaters beten.—M. S.

9. 100 Tage für Diejenigen, welche der Messe oder anderen Andachtsübungen beiwohnen.—M. S.

10. 100 Tage für Diejenigen, welche dem Begräbniß eines Katholiken beiwohnen und für dessen Seelenruhe beten.—M. S.

11. 100 Tage für Diejenigen, welche einer armen Person Obdach geben.—M. S.

12. 100 Tage für Diejenigen, welche Armen beistehen.—M. S.

13. 100 Tage für Diejenigen, welche ein Werk der Barmherzigkeit verrichten sei dasselbe leiblicher oder geistlicher Natur.—M. S.

14. 100 Tage für Diejenigen, welche zwischen Feinden Frieden stiften.

15. 100 Tage für jedes gute Werk.

16. 13 Jahre und 13 Quadragenen für Diejenigen, welche den Karmeliterorden oder dessen Mitglieder „Orden oder Brüder Unserer lieben Frau vom Berge Karmel“ nennen. Dieser letzte Ablass, ursprünglich nur für 3 Jahre—wurde von Urban VI. gewährt. Er wurde von Papsi Nicolaus V. auf 6 Jahre und 6 Quadragenen vermehrt, denen Clemens X. 7 Jahre und 7 Quadragenen zuzügte.

9. Einmal am Tage an folgenden Festen.
Hl. Fabian und Hl. Sebastian (20. Jan.)
Mariä Reinigung (2. Februar).
Einmal während der Octave.
Hl. Andreas von Corsini (4. Februar).
An einem der neun Mittwoche, welche dem Feste des Hl. Joseph vorangehen.
Hl. Joseph und Octave (19. März).
Verkündigung Mariä und Octave (25. März).
Gründonnerstag.
Charfreitag. (Communion nicht nöthig).
Oster-Sonntag und Octave.
Dritter Sonntag nach Ostern, Patro-
natsfest des Hl. Joseph und einmal wäh-
rend der Octave.
Himmelfahrt Christi.
Kreuzauffindung (3. Mai).
Hl. Angelus (5. Mai).
H. Simon Stock (16. Mai).
H. Maria Magdalena von Pazzi (25. Mai).
H. Johannes der Täufer (24. Juni).
Peter und Paul und Octave (29. Juni).
Mariä Heimführung (2. Juli).
Hl. Elias (20. Juli).
Hl. Anna (26. Juli).
Hl. Albert (7. August)..
Mariä Himmelfahrt und Octave (15. Aug.)
Hl. Joachim (Sonntag nach Mariä
Himmelfahrt).
Transverberation der Hl. Theresia (27.
August).
Mariä Geburt und Octave (8. Sept.)
Kreuzerhöhung und Octave (14. Sept.)
Hl. Michael und Octave (29. September).
Hl. Theresia und einmal während der
Octave (15. October).
Aller Heiligen und Octave (1. Nov.)
Aller Seelen (2. November).
Alle Karmeliter-Heilige (14. November).
Alle Seelen des Karmeliter-Ordens (15.
November).
Mariä Opferung (21. November).
Hl. Johann vom Kreuz und einmal
während der Octave (24. November).
Unbefleckte Empfängniß und Octave (8.
December).

Weihnachten.

Beizohnen am Hochamt an Weihnach-
ten.

Alle diese Ablässe können auch gewonnen
werden durch einen Besuch in der Pfarr-
kirche, wenn es unmöglich ist eine Karme-
liter-Kirche oder eine Bruderschafts-Kirche
zu besuchen.

Alle Karmeliterkirchen haben auch Ab-
lässe für die Stationen.

Frage. Was sind Ablässe für die
Stationen?

Antwort. Ablässe, welche römischen Kir-
chen an gewissen Tagen gewährt werden.

Frage. Welche Bedingungen sind erfor-
derlich, um die Ablässe der Stationen zu
gewinnen?

Antwort. Es sind die gewöhnlichen Be-
dingungen, nur, daß in allen Fällen
Gebete für den Hl. Vater gesagt werden
müssen, selbst, wenn es sich nur um einen
unvollkommenen Ablass handelt. Diese
Gebete müssen gesagt werden während der
Zeit des Aufenthaltes in der Kirche.

Frage. Können diese Ablässe auch sol-
chen Mitgliedern der Bruderschaft gewährt
werden, denen es unmöglich ist, eine
Karmeliterkirche zu besuchen?

Antwort. Nein. Die Ablässe der Sta-
tionen gelten nur für Karmeliterkirchen und
solche Pfarrkirchen, in denen die Bruder-
schaft von Berg Karmel kanonisch einge-
führt ist. Nur die unter Nummer 9 er-
wähnten Ablässe können in irgend einer
Pfarrkirche gewonnen werden, falls es un-
möglich ist eine Karmeliter- oder Bruder-
schafts-Kirche zu besuchen.

(Fortsetzung folgt.)

Das erste Ave Maria, das von dem Er-
zengel gesprochen wurde, hat das größte
und außerordentliche aller Wunder hervor-
gebracht und war die Quelle des Heiles
für die sündigen Menschen. Da nun unser
Heil mit diesem Gruße begonnen hat, so ist
das Heil eines jeden Einzelnen von uns
insbesondere an dieses Gebet geknüpft.

Eine Episode aus dem russischen Feldzug (1812).



Es war im Oktober 1812. Dem Huse seiner, lange Zeit siegreichen Adler folgend, hatte Napoleon, im Vertrauen auf dieses glückverheißende Vorzeichen, eine allgemeine Aushebung angeordnet, und in wenigen Tagen nahmen zweihunderttausend Mann, der Kern der französischen Jugend als Theile der großen Armee Abschied von der französischen Grenze.

Zwei jugendliche Rekruten, Brüder aus einer angesehenen Familie in der Grafschaft Perche waren gezwungen, ihr Dorf zu verlassen. Was die Liebe der Eltern dabei litt, ist nicht zu beschreiben: so Wenige waren es in der That zu jener Zeit, die vom Tode verschont blieben! Wie viele Plätze am häuslichen Herde waren da nicht leer geworden!

Die friedliche Stille eines Städtchens in Perche zu verlassen, um sich in den Wüsten des fernen Rußlands zu begraben, allen Wechselfällen eines mörderischen Krieges entgegen zu gehen, um vielleicht eine angebetete Familie nie wiederzusehen, in deren Mitte die Tage der Jugend so schnell und glücklich dahin geflossen waren: erscheint in der That als eine Ursache gerechten Schmerzes.

Der Befehl war dringlich, man mußte scheiden. Der Abschied war ein schmerzlicher, alle Herzen bluteten. Unersehütterlich ernst, obwohl tief bewegt, gebot der Vater seinen Söhnen, dem Kaiser und Frankreich würdig zu dienen. Stumm und unter Thränenströmen flehte die Mutter Gott an, ihre Kinder zu segnen und in seinen Schutz zu nehmen; während ihre fromme Schwester sie umarmend ihnen in medaillenartiger Silberfassung ein Bildniß der seligsten Jungfrau um den Hals hing, worauf sie mit eigener Hand die Worte geschrieben hatte:

Helferin der Christen, bitt für uns!

Fünf Tage darauf waren die beiden Brüder in ihrem Regimente eingereicht.

Die französische Armee überschritt mit dem Niemen die polnischen Grenzen. Man kennt den Ausgang dieses Feldzuges, er ist eines der blutigsten Blätter in der Geschichte der französischen Nation. Die Flammen des Krenl bezeichneten den Endpunkt dieses Riesenlaufes; und am 18 Oktober zog sich die große Armee von den entseesselten Elementen besiegt und gelichtet, über Smolensk gegen Polen zurück. An den Ufern der Beresina angelangt, waren die Flüchtenden nur bedacht, diesen Fluß zwischen sich und ihre Feinde zu setzen. Von dem Feuer der feindlichen Artillerie in die Enge getrieben, stürzten sich Mann und Roß in der entsetzlichsten Verwirrung auf die eilig geworfenen Schiffbrücken. Nachdem sie einige Truppenkörper zusammengezogen hatten, gelang es Ney und dem Herzoge von Reggio den Anprall der Russen einige Zeit aufzuhalten; alsdann setzten auch sie über den Fluß und sprengten die Brücken. Da es unmöglich war, die Verwundeten zu retten, ohne die Sicherheit der ganzen Armee zu gefährden, mußte man sie der Gnade und Ungnade der Feinde überlassen: Ufer und Bett des Flusses waren mit Todten und Sterbenden bedeckt.

In dichten Flocken fallend hatte der Schnee alle diese Leichname bald mit einem Trauermantel überzogen, und in einigen Stunden verschwand dieser Leichenacker unter einem blendend weißen Schleier.

Die beiden Heere trennten sich: nur von Zeit zu Zeit vernahm man in diesen wüsten Ebenen noch den Lärm der russischen Kanonen: einzelne Kugeln fürchten noch die Erde, durchwühlten den Schnee und hoben hier und dort einen blutigen und in der Kälte erstarrten Leichnam aus seinem eisigen Lager hervor.

Ein Theil der Armee Alexanders zog an die Ufer der Beresina, um die Todten zu

plündern und sich der Waffen und des zurückgelassenen Kriegsmaterials zu bemächtigen.

Auf dem Schnee, der von seinem Blute geröthet war, lag noch athmend ein armer Soldat. Seine Schulter war entsetzlich verstimmt; seine bittenden Augen flehten um Hilfe, während seine zusammengeschrumpfte Hand krampfhaft auf seiner Brust einen Gegenstand festhielt, dessen Glanz die Aufmerksamkeit eines jungen russischen Offiziers erregte. Dieser trat herzu; der Verwundete reichte und überließ ihm diesen Gegenstand, während seine Lippen einige unverständliche Worte lispeelten. Von dem Loos dieses Unglücklichen gerührt, forderte der Russe, dessen Züge ein gutes Herz verriethen, ohne Wissen seiner Kameraden einen der plündernden Bauern auf, für den Sterbenden Sorge zu tragen, wofür er ihm eine Belohnung versprach. Nachdem die Soldaten abgezogen, kam der Kosak zu dem Franzosen, betrachtete ihn mit seinen Luchsaugen, und sagte, wie es schien, zu sich selbst, während er mit seiner Hand durch die rothen Haare seines dichten Schnurrbarts fuhr: Vielleicht gewinne ich mehr, wenn ich diesen armen Teufel pflege, als wenn ich den ganzen Tag seine Kameraden plünder! Hierauf hob er den Soldaten auf, verband seine Wunde und brachte ihn mit dem Beistande eines Kameraden in das nächstgelegene Haus, während ihm der Offizier mit den Augen folgte.

Die Russen hatten sich wieder zurückgezogen und Moskau erreicht, die Stadt, die noch vor Kurzem so stolz war auf ihre Dome, ihre vergoldeten Kuppeln und ihre zwölfhundert Thürme, und jetzt nur mehr den Anblick der Zerstörung und der Verlassenheit bot.

Als die Nachricht von dem unermesslichen Unglück nach Frankreich gelangte, drang ein Schrei des Schmerzes aus aller Herzen, besonders aber aus den Herzen der Mütter. Die bitterste Betrübniß herrschte in den Familien: die einen wurden durch die Rückkehr eines Sohns oder Vaters

getröstet, welcher dem Tode oder der Gefangenschaft wie durch ein Wunder entgangen war, während Andere aber immer vergebens auf ein gleiches Glück warteten.

Zu diesen letzteren gehörte die vortreffliche Familie, von welcher ich gesprochen habe. Keine Nachricht von den beiden Brüdern war ihr zugegangen. Nur ein Soldat, der vor Kurzem angekommen war, der die beiden Brüder kannte, und ihnen bekannt war, versicherte, den jüngeren einen Augenblick in einem Kampfe gesehen, ihn mit dem Blicke gegrüßt, aber bald wieder aus den Augen verloren zu haben. Umsonst bestürmten ihn die Eltern weinend mit Fragen: der wackere Soldat hätte Alles geopfert, um diesen unglücklichen Eltern die Hoffnung erkaufen zu können; allein die nämliche Frage führte immer die nämliche Antwort und die nämliche bittere Ungewißheit herbei.

In jenen langen Winterabenden, die sonst so lieb und traulich waren, wurde diese einförmige Betrübniß mit nur kärglichen Reden unterbrochen.

„Der Schmerz wird mich noch tödten,“ sagte dann die arme Mutter.

„Heilige Mutter Gottes, Helferin der Christen!“ rief die jugendliche Schwester: „rette meine unglücklichen Brüder!“

„Sie kommen noch wieder,“ entgegnete dann der Vater, während seinen Augen zwei schwere Thränen entrollten. Und der häusliche Herd hüllte sich wieder in Schweigen ein.

In einem andern Herde, fern von dem schönen Frankreich, in einem mörderischen Lande, in der Heimath der Nordwinde, saßen vor der Flamme einer großen Kohlenpfanne sechs Männer von verschiedenem Aussehen und verschiedener Sprache. Es galt offenbar ein Fest an diesem Orte: ein bald geleertes und wieder gefüllter Bierkrug machte lustig die Runde durch die Hände der sechs Bescher.

Einer von ihnen erschien traurig und träumerisch. Aus seinem schön gerundeten und verständigen Gesichte und seinem gan-

zen Kleußerer, dessen besondere Annuth ein zierlich aufgedrehter Schnurrbart noch erhöhte, konnte man erkennen, daß er in einem schöneren Lande und unter einem reineren Himmel geboren worden. Den Kopf in die Hände gestützt, schien er in eine unerklärliche Betrübniß versenkt, und überließ seinen Kameraden das Fischen und Witzmachen.

„Der Gefangene hat offenbar das Heimweh,“ sprach Einer von der lustigen Gesellschaft.

„Aber Sibirien ist doch ein prächtiges Land!“

„Nertking vor Allen! Ein wahres irdisches Paradies, nicht wahr!“

„Im Käfig singen die Vögel nicht,“ jagte ein Anderer kopfschüttelnd. „Ich meines Theils muß gestehen, daß, wenn diese guten Franzosen mir die Ehre angethan hätten, mich fünfzehnhundert Stunden von meiner Heimath in Kost zu bringen, ich nicht so lustig pfeifen würde.“

„Bah!“ rief der Herr des Hauses, ein sechzigjähriger Greis, den die Natur mit einer ziemlich saueröppischen Miene bedacht hatte, deren Ausdruck unter diesem Himmelsstrich noch eine entschiedenere Färbung erhielt: „man muß sich an Alles gewöhnen; der Junge ha' Kraft und dann ist die Bleimine heuer ergiebig. Der Gang ist vortrefflich. Man muß gestehen, Seine Majestät der Czar hatte da einen köstlichen Gedanken, uns einen französischen Soldaten zu schicken, der unsere Mine gräbt, obwohl der Kamerad ein wenig träumerisch, und seine stumme Unterhaltung gerade nicht sehr erheiternd ist.“

„Bravo, Meister Petroloff,“ rief die Gesellschaft.

„Uebrigens dürfte er bald die Landessprache erlernen, denn es ist nicht zu erwarten, daß der Kaiser so eilig einen Ukas behufs der Freilassung dieser französischen Gauner erlassen werde!“

Alle unterstützten diese Worte mit Ausnahme eines Einzigen, dessen seine Manieren und Sprache neben dem rohen Beneh-

men dieser Vergleute einen auffallenden Gegensatz bildete. Er allein schien den Gefangenen zu begreifen, und während die Andern über sein Mißgeschick witzelten, drückte er ihm herzlich die Hand. Dieses Zeichen der Theilnahme wurde von dem Franzosen mit einer heißen Thräne erwidert.

Dieser junge Mann mit dem mitleidsvollen Herzen war der Sohn des alten Petroloff. Sein Vater, ein rauher und silziger Mensch, hatte dennoch erkannt, daß man ohne Gefahr eine etwas sorgfälliger Erziehung erhalten könne als die seinige und die der Bären und Wölfe Sibiriens.

Sein Sohn hatte deshalb in St. Petersburg seine Studien gemacht und glänzende Erfolge errungen. Ueberdies war er zum Katholizismus übergetreten, was gewisser Maßen das Wesen seiner Gefühle erklärt. Er hatte damals eine ziemlich hohe Stelle in der Armee inne; er hatte den letzten Feldzug mitgemacht und war mit mehreren französischen Gefangenen nach Sibirien zurückgeführt, welche die Bleiminen bearbeiten sollten, an denen jene Länder so reich sind.

Der herzliche Händedruck von diesem Abende hatte in dem Gefangenen eine Hoffnung erweckt, der er noch nie gewagt hätte, Raum zu geben. Zum wenigsten hatte er auf dem fremden Boden einen Freund: ihn sehen, hieß beinahe sein Vaterland und seine lieben Eltern sehen; und wenn ein Tag verging, ohne daß er ihm die Hand gedrückt, wendete er traurig und kummervoll seine Blicke gegen Frankreich, rief sich jetzt die letzten Worte seiner Mutter in's Gedächtniß, und fragte sich in der Bitterkeit seiner Gedanken, wann ihm wohl wieder ein Strahl der Freiheit leuchten werde.

Nachdem sie von Tag zu Tag vertrauter geworden, sahen sich unsere Freunde immer häufiger, ohne jedoch den Argwohn Petroloffs herauszufordern. Nachdem eines Abends die Vergleute weggegangen waren, führte der Offizier den Gefangenen in sein Gemach, das mit prachtvollen Zobelstellen und Waffen aller Art ausgeschmückt war. Der Franzose betrachtete

Alles mit der eingehendsten Aufmerksamkeit. Zwischen zwei Dolchklingen, die an der Wand hingen, glänzte ein kleiner Gegenstand hervor, den seine Augen kaum zu unterscheiden vermochten. „Dies ist mein Siegeszeichen,“ sagte der Offizier; nahm es herab und gab es ihm. Der Gefangene betrachtete es, erblickte, und sank ohnmächtig nieder: „Mein Bruder!“ rief er: „mein armer Bruder!“ Bei dem Geräusch war der alte Petroloff erwacht, er ergriff sein Gewehr und eilte herbei. Da sah er den Franzosen am Boden liegen und seinen Sohn neben ihm, bemüht, ihn wieder aufzurichten. In seiner Verwirrung glaubte er, es habe sich zwischen den jungen Männern ein Kampfspornen, und der Gefangene seinen Sohn tödten wollen: er schwang seine Axt, um Rache an ihm zu nehmen. . . . „Halt!“ rief der Offizier: „der Schmerz hat ihn zu Boden gedrückt — es ist Nichts geschehen — gehen Sie! ich bitte Sie.“ Durch diese Worte entwaffnet, ging Petroloff unmutig wieder hinweg, während er gleich einem Hunde vor sich hin brummte, der auf einen herankommenden Fremden losstürzt, aber von der Hand seines Herrn zurückgehalten, wieder umkehrt und den Kopf auf die Pfoten legt. Der gute Mann konnte darüber nicht schlafen; ihn quälte ein unlösbares Räthsel: wie konnte sein Sohn mit einem Gefangenen verkehren? und warum mochte der Gefangene immer so weinerlich erscheinen, da es doch auf dieser Erde außer einem Sack voll Thaler oder einem fehlgeschossenen Wolf nach seiner Ansicht nichts zu beweinen gibt?

Der Offizier hatte den Schlaag erkannt, der seinen Freund zu Boden drückte. Er gedachte sogleich des Soldaten an der Beresina, dessen Medaille er besaß, und fand in der That zwischen diesen beiden Franzosengesichtern eine treffende Ähnlichkeit. Er suchte nun ihn zu trösten, und sagte ihm, daß sein Bruder vermöge seiner Fürsorge wahrscheinlich von seiner Wunde genesen sei. Bei diesen Worten fühlte der Gefangene wieder neues Leben in sich, und

umarmte weinend seinen jungen Freund. Er zeigte ihm nun seine Medaille, die der andern durchaus gleich war, das Doppelgesicht einer geliebten Schwester. Beide eifrige Katholiken, bewunderten sie mit einander die erhabenen Erbarmungen der Gottesmutter. Ohne diese Medaille hätte in der That der Offizier den sterbenden Soldaten an der Beresina nicht bemerkt, und ihn auf dem verhängnißvollen Ufer liegen lassen; ohne sie hätte er auch einen Plan nicht gefaßt, den er ihm mittheilte, und bei der nächsten Gelegenheit zu vollführen schwor.

Am Tage vorher hatten die Bewohner eines benachbarten Dorfes die Nachricht gebracht, daß eine schreckliche Heerde Wölfe in der Umgegend wüthe. Zwei Männer, hieß es, seien ihnen zum Opfer gefallen. Der Offizier drang nun in seinen Vater, er solle eine regelmäßige Jagd veranstalten, und alle Bergleute bewaffnen. Er willigte ein, und schon am Abend waren am Herde, an welchem ein knorriger Baumstamm prasselte, die unerschrockenen Arbeiter bemüht, ihre Gewehre und einen reichlichen Vorrath von Kugeln in Bereitschaft zu setzen.

Mit dem Anbruche des folgenden Tages sammelten sich die Jäger, die Einen zu Fuß, die Andern zu Pferd. Der russische Offizier hatte zwei kräftige Pferde vom Ural in seinem Besitze, zwei unermüdbare und blitzschnelle Renner. Den einen gab er dem Gefangenen, der, vermöge seiner Fürsprache und seines Versprechens ein wachsameres Auge auf ihn zu halten, an der Jagd Theil nehmen durfte; das zweite bestieg er selbst. Den Karabiner in der Faust, und im Galopp davonsprengend, versprachen beide Petroloff Wunder zu verrichten.

Schon hört man hundert Schüsse; das Geheul der Wölfe und das Knallen der Gewehre besuert die Jäger und ihr Eifer reißt sie in verschiedenen Richtungen dahin.

In einem dichten Nebel kamen unsere beiden Jäger in eine Entfernung von etwa fünf Stunden, die sie mit verhängten Zügeln noch immer erweiterten. Über der Tag

fant immer tiefer hinab, und sie hielten endlich inne:

„Der günstige Augenblick ist gekommen, sprach der Offizier mit bewegter Stimme: nehmen Sie diese Kleider! Leben Sie wohl! fliehen Sie, fliehen Sie rasch. Und beide fielen sich gerührt in die Arme.

„Leben Sie wohl mein Ketter! Möge Gott Ihnen lohnen, wie Sie es verdienen.

Leben Sie wohl! ewig wohl!“

Der Offizier war bald wieder bei seinem Vater. Seine Züge waren niedergedrückt, sein ganzes Aussehen verstört.

„Und der Gefangene?“ fragte Petroloff, erstaunt, ihn allein zu sehen.

„Ein Unglückstag! lieber Vater. Wahrscheinlich zerrissen, eine Ueberraschung—vielleicht ein Anfall der Verzweiflung! Sehen Sie!“ und er zeigte ihm mehrere Kleidungsstücke des Franzosen, alle befüßt und zerfetzt. „Dieß habe ich in einer Entfernung von fünfzehn Stunden von hier gefunden.“

„Beim heiligen Hubertus! rief Petroloff aus! Du bist in der That ein köstlicher Wächter: mir einen Mann zu verlieren, der wie vier arbeitet und unentgeltlich!“

„Und mein Pferd! entgequete der Sohn: ein Kraber vom reinsten Blut, ein Schatz, ein Kleinod! Wahrscheinlich waren es seine armen Ueberreste, die ich fünf Stunden von hier sah! zwanzig Wölfe zerrauften sich darum. Ich Thor! warum vertraute ich ihm auch ein Pferd an, das er wohl nicht zu zügeln verstand! Verwünschter Tag! Bombenwetter! ich werde es mir nie verzeihen! nein, bei Tausend Granaten, nein!“

„Mäßige deinen Schmerz, mein Sohn, tröstete der Vater: ich bin immer noch am meisten zu beklagen; ein Mann der unentgeltlich arbeitet und wegen seines Kummers beinahe nichts ißt!“

Sechs Tage vergingen ohne eine Nachricht von dem Gefallenen. Am diese Zeit hielt ein Ketter auf schäumendem Pferde nach vielem Suchen und Tappen vor der Thüre einer einsamen Hütte mitten in den

Ebenen, durch welche die Berezina sich schlängelt. Er klopfte.

„Wer ist draußen?“ rief eine rauhe heisere Stimme.

„Am Gotteswillen, machen Sie auf,“ antwortete der Fremde.

„Gewiß irgend ein Landstreicher, ein Nachtvogel, in Salgenwild . . . Ich mach nicht auf.“

„Deßnen Sie, öffnen Sie,“ rief eine andere Stimme aus dem Innern; und ein junger Mann, der warm in ein Zobelfell gehüllt war, stürzte auf die Thüre, und der Ketter trat ein.

„Mein Bruder!“ rief der junge Mann.

„Ach, mein Bruder!“ Und gegenseitig von ihren Armen umschlungen hielten sich die beiden Jünglinge lange mit liebender Hefigkeit umfaßt.

Ungeachtet seiner Verwunderung über diesen Auftritt, fühlten sich doch der Bauer, der Herr des Hauses, wie seine Familie, im tiefsten Herzen bewegt.

Nach dem ersten Freudenrausche nahm man Platz, plauderte und wechselte seine Neuigkeiten.

Der Bauer war freundlicher geworden und hatte einen kleinen Zmbiß aufgetragen, den ein gewaltiger Krug Bier zu würzen bestimmt war.

„Hat nichts zu sagen, bedeutete er seinem Weibe: die Franzosen sind trotz allem dem kein so wildes Volk!“

Nie hat ein heiteres Gespräch ein froheres Mahl belebt. Der Verwundete, dessen Zustand immer besser ward, rühmte die sorgliche Pflege des Wirthes, welcher in diesem Augenblicke der französischen Sprache nicht ganz unkundig hätte scheinen können. Der Ketter schilderte seine Gefangenschaft, den Edelmut des russischen Offiziers und die Schwierigkeiten, die er zu überwinden hatte, um dieses Haus zu finden, dessen Lage ihm sein Ketter beim Abschiede genau bezeichnet hatte. Alsdann zeigte er die beiden Medaillen vor: wie viele süße und bittere Erinnerungen knüpften sich daran! wie viele Thränen der Freude riesen sie hervor!

Bald war nur mehr von der Rückkehr in das Vaterland die Rede. Der schwächliche Zustand des Verwundeten führte jedoch eine Verzögerung derselben herbei. Da sie gleichwohl ihrer Familie Nachricht geben wollten, beschloffen sie, ihre Medaillen, die Vermittlerinnen ihrer Rettung, als tröstende Boten voraus zu senden. Unter die Worte, welche die gesegnete Hand ihrer Schwester darauf geprägt, schrieben sie ein anderes Sprüchlein. Ein Bote wurde bald gefunden, mittels einer großen Belohnung, die er mit dem Bauern zu theilen hatte, und mit dem ausdrücklichen Befehle, den erhaltenen Brief erst dann abzugeben, wenn das geheimnißvolle Säckchen, welches die Medaillen enthielt, geöffnet wäre, machte er sich auf den Weg. Auf dem flüchtigen Straber erreichte er bald die Grenze von Frankreich, nahm seine Richtung nach dem Mittelpunkte des Landes, und erreichte endlich den bezeichneten Ort.

Ich kann es nicht übernehmen, die Freude der armen Eltern zu schildern. Als die Mutter mit zitternder Hand das Säckchen öffnete, und die glückseligen Medaillen

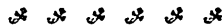
darin fand, brach ein Jubel unsäglicher Freude aus. Unter den Worten: „Helferin der Christen. . .“ hieß es:

Du Ursache unserer Freude,
bitt für uns!

Der von beiden Brüdern unterschriebene Brief bestätigte die glückliche Ahnung und bot die tröstlichsten Nachrichten. Der Bote wurde mit Aufmerksamkeit und Liebkö-
jungen überhäuft. Vater, Mutter und Schwester wollten mit ihm zurückreisen. Die so lange aus dieser Familie verbannte Freude kehrte wieder bei ihr ein, und gab drei Wesen das Leben wieder, welches der Kummer zu zerstören begonnen hatte.

Am 10. August 1813 hatte das Dorf X. ein ganz festliches Aussehen: eine jorschende neugierige Menge drängte sich auf den Wegen: die beiden Brüder waren angekommen.

Am 15. August, am Feste der Himmelfahrt Mariä, fünf Tage nach dieser Heimkehr, hingen am Altare der seligsten Jungfrau zwei prächtige Medaillen als Ex-Voto neben einander. Bei ihrem Anblicke fühlte sich Jedermann zu Thränen erweicht.



Es liegt in den Gebeten der Kirche, sagt ein frommer Schriftsteller, eine gewisse Mischung von Lieblichkeit und Erhebung, deren ganze Schönheit zu fühlen eine traurige Gewohnheit uns hindert.

Die Evangelisten haben von der allerseiligsten Jungfrau wenig gesprochen; allein seit das Evangelium auf der Erde verbreitet ist, haben alle Völker in ihrer Mitte die Macht und die Herrlichkeit der Mutter Jesu sich offenbaren sehen. Ihr so demüthiges, verborgenes Leben zu Nazareth hat sich in ein bleibendes, von Wundern begleitetes, von allen Geschlechtern gekanntes und gesegnetes Leben verwandelt. Es muß ein kaltes und glaubensschwaches Herz sein, das nicht an sich schon das Wunder der Liebe Maria's erfahren hat.

Durch die allerseiligste Jungfrau ist Jesus Christus in die Welt gekommen und auch durch sie muß er in der Welt regieren.

Unter den Zeichen, an denen man heut zu Tage die Kinder Gottes besonders erkennt, ist eines, mehr als die anderen, voller Reiz und Wunder: es ist dies die Andacht zur allerseiligsten Jungfrau, zu unserer lieben Frau vom Berge Karmel.

Wie groß ist sie, zu der an allen Punkten der Erde unablässig das Ave hinaufsteigt; denn es ist keine Stunde, wo die Sonne, auf ihrer Bahn voranschreitend, nicht irgend einem Volke den Morgen, Mittag oder Abend brächte, und wo dieser Lobgesang nicht die Königin der Himmel begrüßte.

Eine merkwürdige Bekehrung.

Von Rev. Hieronymus Reichwein, O. C. C.



Unter all den vielen Convertiten, die seit dem Bestande des Christenthums in die Kirche aufgenommen wurden, gibt es wohl keinen, der eine solche Berühmtheit erlangt hätte, wie der heilige Paulus, dessen Fest wir am 25. d. M. feiern. Er war zu Tarsus, einer großen und reichen Stadt Siciliens, geboren; von seiner Familie ist uns nicht viel bekannt. Seine Eltern waren Juden aus dem Stamme Benjamin, und dies mag die Ursache gewesen sein, warum sie ihm bei der Beschneidung den Namen Saulus (der Bekehrte) gaben: denn bekanntlich gehörte auch der erste Judenkönig diesem Stamme an. So war er also der Religion nach ein Jude, nach dem Ort seiner Geburt ein Grieche und überdies war er auch römischer Bürger. Nach einer wunderbaren Fügung Gottes fiel seine Geburt in die ersten Jahre der christlichen Zeitrechnung: er war somit ein Zeitgenosse Jesu Christi, und es ist sehr wahrscheinlich, daß er Christum selbst kannte, denn er war zu Jerusalem anständig zur Zeit als der Heiland dort wirkte.

Tarsus genoß damals den Ruf der feingebildeten Stadt Kleinasien; der junge Saulus aber zeichnete sich in den Schulen seiner Vaterstadt durch große Talente und einen seltenern Feuereifer aus, was seine Eltern vielleicht veranlaßte, ihn nach Jerusalem zu schicken, damit er dort, unter Anleitung Gamaliels, eines damals sehr berühmten Lehrers, sich auf den Beruf eines jüdischen Rabbi vorbereite. Obgleich zum Gelehrten bestimmt, mußte er doch nach Sitte der damaligen Zeit, auch noch ein Handwerk erlernen, und er wurde ein Zeltmacher und Teppichwirker.

Wie schon in seiner Vaterstadt, so machte er zu Jerusalem große Fortschritte in seinen

Studien, besonders in der Kenntniß der heiligen Schrift und der jüdischen Gesetze. Von Natur aus war er etwas feurig und unternehmungslüftig, und sein Herz erglühete für die Ehre der jüdischen Religion und daher darf es uns nicht befremden, wenn er als der heftigste Feind der schnell und blühend emporwachsenden christlichen Kirche auftrat. Das Bild, welches die heilige Schrift von dem jungen Saul entwirft, ist nichts weniger als erfreulich oder anziehend. Sehr bezeichnend ist der Ausdruck des hl. Lukas „Saulus aber schmaubte Drohung und Mord.“ Bei ihm war also keine bloße Abneigung gegen die neue Lehre, sondern heftige Erbitterung, ein förmlicher Haß. Ungleich seinem milden und sanften Lehrer Gamaliel, der den Ausgang der christlichen Sache Gott allein überlassen wollte, entbrannte Saulus in äußerster Wuth. Mit der ganzen Kraft seines Willens eiferte er für das moaische Gesetz, und verwendete all seinen Muth und seine Gelehrsamkeit zur Vertilgung der neuen Religion, die er für falsch hielt, und gegen die er die gehässigsten Vorurtheile und den stärksten Widerwillen gefaßt hatte. Leidenschaftlich, wie er war, ließ er sich sogar zu den ärgsten Gewaltthätigkeiten hinreißen. So sehen wir ihn denn bei der Steinigung des Stephanus und bei der darauffolgenden Christenverfolgung lebhaft theilhaftig, und je mehr die junge Kirche wuchs, desto heftiger entbrannte sein Horn. Ja, er begnügte sich nicht einmal die Bekenner Jesu auf der Straße zu belästigen, er drang sogar in die Häuser ein—denn seine Wuth kannte kein Ziel—gleich einem Raubthiere schleppte und raubte er Männer und Weiber aus ihren Wohnungen. Auch war er nicht zufrieden damit, den zu Jerusalem wohnhaften Christen feindlich entgegenzutreten, sondern er

bemühte sich, sie auch anderwärts zu verderben. Da nämlich die Anhänger Jesu in der Verfolgung verstreut wurden und sich über die ganze Landschaft von Judäa und Samaria zerstreut hatten, so führte ihn sein Haß und seine Verfolgungswuth sogar über die Grenzen Palästinas, und wäre es in seiner Macht gestanden, so hätte er die Christen allenthalben verlitgt, wo immer nur einer zu finden war. Er selbst schildert uns das Unglück seiner fanatischen Verblendung mit diesen Worten: „Ich verfolgte die Christen bis in den Tod und als das Blut des Stephanus vergossen wurde, da stand ich dabei, stimmte damit ein, und hülte die Kleider derer, die ihn ermordeten.“ Bei einer andern Gelegenheit sagte er: „Viele der Heiligen habe ich in die Gefängnisse eingesperrt, nachdem ich die Gewalt hierzu von den Hohenpriestern empfangen hatte, und wenn man sie tödlete, so stimmte ich bei.“

Weil die meisten Christen Jerusalem in der allgemeinen Verwirrung verlassen hatten, so unternahm Saulus eine Reise nach Damaskus, um auch hier die neubekehrten Christen aufzusuchen und sie gebunden nach Jerusalem zu schleppen. Doch der Mensch denkt und Gott lenkt.—So war er wieder daran wie ein nach Beute lechzender Wolf unter die Heerde Christi zu sprengen um Alles zu erwürgen. Da stellte sich ihm plötzlich der göttliche Hirt entgegen und ob schon Saulus beabsichtigte neue Gewaltthaten zu verüben, will er sich dennoch nicht an ihm rächen, sondern er kam nur, um ihm eine ganz außerordentliche Gnade und Wohlthat zu erweisen—er will den Sünder bekehren, will den Wolf zum Hüter seiner Heerde machen.

Wahrhaft unerforschlich sind die Wege Gottes, denn gerade in der Stunde, wo Saulus sich anschickte, die Anhänger Jesu zu verderben, da wird er, mit der Vollmacht des Hohenpriesters ausgerüstet auf reicher That ertappt und zu Boden geschmettert. Fällungs umblühte ihn ein Licht vom Himmel und er vernahm eine

Stimme, welche zu ihm sagte: Saulus Saulus warum verfolgst du mich? Man kann sich den Schrecken denken, der sich des bisher so stolzen und muthigen Pharisäers bemächtigte, als ihm Jesus, der eingeborene Sohn Gottes, den er so gern selbst vernichtet hätte, wenn es möglich gewesen wäre, so urplötzlich entgegentrat und ihm in liebevollen aber ernstern Worten wegen seiner Grausamkeit Vorwürfe machte. Als Saulus nun ganz verwundert fragte: „Wer bist du, Herr?“ da antwortete ihm die Erscheinung: „Ich bin Jesus, den du verfolgst.“ Als das Licht der Erscheinung in sein finsternes Herz hineinleuchtete, da hat er es begriffen: er sah nun den glänzenden Abgrund, der sich vor ihm aufthat, und in den er sich ohne Zweifel gestürzt haben würde, wenn ihn Jesus nicht aufgehalten hätte; er sah, daß all sein Eifer Nichts als die größte Thorheit; Nichts als Wahnsinn sei. Kaum hat er gehört, daß es Jesus von Nazareth sei, der ihm erschien, da war er völlig umgewandelt: er sucht gar keine Gegenrede vorzubringen, noch sein bisheriges Leben durch irgend eine Entschuldigung zu beschönigen, sondern fragt gleich um Bekehrung. „Herr, was willst du, daß ich thun soll?“ Und als ihm der Heiland antwortete: „Gehe in die Stadt, da wird dir gesagt werden, was du thun sollst!“ Da raffte sich Saulus eilends auf und wollte dem Befehle Folge leisten—aber er sah nichts—in Folge des Lichtglanzes war er an beiden Augen erblindet, dafür war aber sein geistiges Auge in desto größerem Maße erleuchtet.

Nun denke man sich einmal den Zustand, in welchem er in die Stadt einzog! Noch zitterte er an allen Gliedern, blaß vor Schrecken, blind und hilflos muß er seine Begleiter bitten, daß sie ihm helfen möchten. Die selbst aber waren sprachlos vor Erstauen, denn auch sie hatten die Unterredung gehört, sahen aber Niemand. Mit dem Beistand dieser Männer richtete er sich nur auf und läßt sich führen. Man stelle sich nur den Saulus vor, wie er Jerusalem verlassen hat und dann, wie er in Damaskus

anlangt. Er, der stolze Verfolger, der blutdürstige Henker, der wie ein Ritter von einer Anzahl Knappen umgeben ist, er, der die Verhaftungsbefehle noch bei sich trägt und Banden und Ketten mit sich führt, um arme wehrlose Christen damit zu fesseln—er selbst wird jetzt wie ein armer aber reuiger Sünder zur Stadt geführt! Dort soll er von den Christen, die er eben noch mit dem Tode bedroht hatte, in ihre Gemeinschaft aufgenommen werden.

Die Männer brachten ihn in das Haus eines gewissen Judas; dort muß er drei Tage lang unter Fasten und Beten in seiner Blindheit ausharren, ohne zu wissen, was man eigentlich mit ihm vor hat. Bald darauf hat auch Ananias, der ein Anhänger Jesu war, eine Erscheinung, worin ihm der Heiland befehlt, aufzustehen und sich nach einer Gasse zu begeben, die mit dem Namen die „Gerade“ bezeichnet wurde: dort solle er sich im Hause des Judas nach einem Manne Namens Saulus erkundigen.

Ananias war über diese Mittheilung sehr erstaunt und antwortete: „Herr ich hörte von vielen über diesen Mann, wie viel Böses er gethan hat deinen Heiligen zu Jerusalem; und auch hier hat er Gewalt von den hohen Priestern, in Bande zu legen Alle, die deinen Namen anrufen.“ Der Herr aber sprach zu ihm: Sehe hin! denn gerade er ist mir ein auserlesenes Werkzeug, meinen Namen zu verkündigen den Heiden und Königen und Söhnen Israels.

Da nun Ananias zu Saulus gekommen war und ihm erzählte, wie Jesus selbst ihn geschickt habe, damit er sehend und voll des heiligen Geistes werde, kann man ahnen mit welcher Freude, mit welcher heiligem Verlangen er empfangen wurde. Kaum hatte Ananias ihm die Hände aufgelegt, da wurde er von seiner Blindheit geheilt „wie Schuppen fiel es von seinen Augen und er ward wieder sehend. Ananias ermahnte ihn sodann zum Empfang der hl. Taufe, um auch von Sünden rein zu werden und Saulus ließ dies gerne geschehen. Dies Alles geschah wahrscheinlich auf die Für-

bitte des Erzmartyrers Stephanus und es muß für einen der herrlichsten Siege des Herzens Jesu angesehen werden. Daß Saulus bis dahin den Christen so feindselig gesinnt war, darf ihm nicht zu schwer angerechnet werden. Seine Erziehung und der beständige Verkehr mit den Pharisäern trug Vieles dazu bei. Sein Eifer war ein blinder Eifer; er glaubte für die Wahrheit zu eifern und in den Bekennern Jesu sah er nur Abtrünnige des väterlichen Gesetzes. Auch er erwartete einen Messias, wie die Juden ihn wünschten. Darum war ihm das Evangelium, die Lehre des Kreuzes nicht bloß eine Thorheit: sondern auch ein Aergerniß; er verachtete und haßte dieselbe, und das that er in der vermeintlichen Absicht, für Gottes Gesetz für die gute Sache zu eifern und wern er die Christen verfolgte, wähnte er Gott einen Dienst zu thun.

Jetzt war er gelaunt, er war Christ, ausgerüstet mit der Gabe des heiligen Geistes: vom Lichte der Gnade erleuchtet, sah er nun wie weit er vom Pfade der Gerechtigkeit abgewichen. Er erkannte, daß Alles was er gegen die Christen gethan, nicht heiliger und frommer Eifer gewesen; sondern daß er in jugendlicher Verblendung gegen Gott und seine heilige Sache gearbeitet und gekämpft hatte. Aber nicht sobald hatte er sein Unrecht eingesehen, so sann er auch schon darüber nach, wie er alle in der Kirche Gottes verursachten Uebel und die von ihm gegebenen Aergernisse wieder gut machen könne. Er war nun fest entschlossen, nicht nur selbst ein besserer Mensch zu werden, sondern auch Andere auf den Pfad der Wahrheit und Tugend zu führen. Er fing mit sich selbst an; vor allen Dingen suchte er sein heftiges Temperament zu bemeistern; selbst die Leidenschaften, die ihm von Natur aus noch anhängen, wußte er sich dienstbar zu machen; jede Regung des Gemüthes, jedes Wort, jede Handlung wurde nach den Grundfäden des Glaubens und der Vernunft geregelt und so bildete er sich zu einem wahrhaft edlen Charakter.

Weil er früher in den Synagogen und sonst bei jedem Anlaß die Juden gegen das Christenthum aufgehetzt hatte, so trat er nach seiner Bekehrung einigemal in den Synagogen zu Damaskus auf und predigte mit den klarsten und unwiderlegbaren Beweisen, daß Jesus der Sohn Gottes sei. Dadurch gab er den Juden auf eine unzweideutige Weise zu verstehen, daß er nun keiner der Ihrigen mehr sei, und daß sie fortan auf ihn nicht mehr zählen könnten: den Christen aber wollte er jede Furcht vor ihm benehmen und durch seine Predigten wollte er sie von der Aufschichtigkeit seiner Bekehrung, von seiner gänzlichen Umwandlung überzeugen. Die Juden müßten den Verlust eines Mannes wie Saulus ungemein schwer empfunden haben, zumal er nicht allein mit dem Schwerte des Wortes und der Vollmacht ihrer Obern ausgerüstet, als ein noch junger, feuriger Mann zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Jetzt aber, wo er zum Christenthum übergetreten, war er ebenso entschieden, daselbe zu vertheidigen, wie er es früher bekämpfte und er ließ sich durch Nichts von seiner Ueberzeugung abbringen. Weil er aber von Christus bestimmt war, die Lehre der neuen Heilsordnung den Heiden und Königen, den Gelehrten und Hochgestellten zu verkündigen, so zog er sich nach Arabien zurück, um sich in der Einsamkeit durch Gebet und Bußwerke für den erhabenen Beruf eines Völkerpredigers vorzubereiten.

Nach drei Jahren trat er wieder in Damaskus auf, erregte aber die Bitterkeit der Juden so sehr, daß sie ihn aufs Heußerste haßten und ihm nach dem Leben trachteten.

Um ihrer Wuth zu entgehen, blieb ihm kein anderes Mittel als schleunige Flucht. Diese Flucht war aber nicht eingegeben von der Furcht, sondern weil er überzeugt war, daß er der Kirche noch sehr nützen könne, wenn er am Leben bleibe. Als er so durch List seinen Häschern entkommen war, wandte er sich zunächst nach Jerusalem. Der Grund aber, warum er jetzt nach Jerusalem kam und den Petrus sehen wollte, war die-

ser: er wollte dem sichtbaren Oberhaupte der Kirche seine Ehrfurcht bezeugen und bei ihm, als dem Statthalter Christi die Bestätigung seiner kirchlichen Sendung nachsuchen: denn so sehr er sich auch seiner göttlichen Sendung bewußt war, wollte er diese Gewalt dennoch nicht ausüben, ohne von Petrus gesandt worden zu sein.

Zu Jerusalem machte seine Gegenwart sehr viel Aufsehen—die Christen zogen sich schein vor ihm zurück:—man wußte nicht, hatte man es mit einem Freund oder Feind zu thun. Weil er ihnen als grimmiger Verfolger noch frisch im Gedächtniß war, so darf man es ihnen nicht übel nehmen, wenn sie ihm mit einer Art von Mißtrauen begegneten. Manche aus ihnen glaubten gar, er stelle sich nur als Freund und suche sich nur in ihre Versammlungen einzudrängen, um Stoff zu neuen Anklagen und Verfolgungen zu finden. Nur durch die gütige Vermittlung des Barnabas, seines ehemaligen Mitschülers und Jugendfreundes fand er Vertrauen und Zutritt zu Petrus. Wie man sich denken kann, war der Apostelstirft sehr erfreut, als er durch den Mund des nachmals so berühmt gewordenen Barnabas die wunderbare Bekehrung und Taufe dieses Verfolgers gehört hatte, und gern nahm er ihn in die Kirchengemeinde zu Jerusalem auf und gab ihm die Bestätigung seines Apostolats.

Aber auch hier, wie zu Damaskus, war seines Weibens nicht lange, weil er durch sein fortgesetztes Zeugniß sich den grimmigsten Haß der Juden zugezogen hatte. Er wandte sich zunächst nach Tarfus. Anfangs hatte er nur eine untergeordnete Stelle; als einfacher Begleiter des Barnabas wirkte er mit diesem zu Antiochien. Als er aber dort zum Bischof geweiht worden, wurde er sogleich der Führer seiner Missionsgefährten: er legte auch den Namen Saulus ab und nennt sich nur noch Paulus. Für die Leitung der Missionen war er wie geschaffen denn er war ein feingebildeter Mann, war sehr bepanndert im Gesetz und hatte eine reiche Lebenserfah-

rung. Dazu kam noch eine plötzliche, wunderbare Bekehrung, seine direkte göttliche Sendung und noch viele andere ganz außerordentliche Gnadengaben. Endlich besaß er noch die Lehrgabe im höchsten Grade. Seine große Uneigennützigkeit, seine Wissenschaft und wahrhaft himmlische Weisheit und Frömmigkeit machte ihm das Volk sehr gewogen und so war er in der That, wie der Heiland einst von ihm sagte, ein besonderes Werkzeug der Auswählung.

Wahrhaft unerfättlich war sein Seeleneifer. Weil er selbst aus dem Judenthum hervorgegangen, darum wandte er sich zu erst an seine früheren Glaubensgenossen; da er aber überall von ihnen verstoßen wurde, da quälte ihn der Schmerz über die Hartnäckigkeit und Verstocktheit derselben so sehr, daß er im Uebern aß seines Seeleneifers sogar betheuert, daß er aus Liebe zu ihnen gern auf seine Seligkeit verzichten wolle, wenn sie nur dadurch gerettet würden. Da er zuletzt alle Mühe vergeblich fand, diese Juden zum Christenthume zu bekehren, da wandte er sich zu den Heiden, die seine Lehre mit Freude und Dankbarkeit annahmen.

Groß war die Aufgabe, die ihm als Heidenapostel gestellt war: aber er entledigte sich ihrer auf eine vollkommene, edelmüthige Weise. Keine Schwierigkeit war ihm zu groß, denn „die Liebe drängte ihn“: voll Muth und Kraft ging er auf Alles das ein, wozu die Gnade ihn anregte.

Er kannte nicht Schwachheit, nicht Halbheit oder Unentschiedenheit und besaß in dieser Hinsicht sehr viel Aehnlichkeit mit dem großen Propheten Elias, der von sich selbst sagt „Von Eifer entbrannte ich für den Herrn, den Gott der Heerschaaren.“

Wie dieser Prophet, so fragte auch Paulus nicht darnach, ob der Welt seine Predigt zusage oder nicht—nein—er bekennt es ja selbst, daß die Lehre des Kreuzes mit dem Welt- und Zeitgeist nicht übereinstimme. Wie aber ein Feldherr seine Soldaten vor der Schlacht anfeuernt und zu Heldenthaten

begeistert, so ermahnt auch Paulus seine Mitarbeiter, furchtlos das Evangelium zu verkünden. Er ging ihnen aber auch überall mit dem besten Beispiel voran: daher geschah es, daß er überall, wo er auftrat, seine Widersacher zu Boden schmetterte und die Finsterniß des Heidenthums mit der siegreichen Waffe des Kreuzes verdrängte. Mochte er auch nach der Zeit seiner Berufung unter den Aposteln der letzte sein, so war er im Eifer der Verdienste der erste: denn, wie er selbst eingestehet, hat er mehr als die andern Apostel gearbeitet. Wer mag die Nächte zählen die er durchwacht, wer die Strecken messen die er zurückgelegt, wer die vielen Hindernisse begreifen, die er überwinden mußte? Doch er überwand Alles! Innerhalb dreißig Jahren hat er fast das ganze Menschengeschlecht unter das Joch der Wahrheit gebeugt: wie ein Riese ist er seinen Weg gelaufen. Dazu müssen wir uns noch erinnern, daß er nirgends auf schon bebauten Boden gepflanzt hat, oder Völkern gepredigt hat, die schon bekehrt waren,—o nein—er war eben Heidenapostel und ihm war die Aufgabe gestellt, den noch ganz mit den Dornen und dem Gestrüpp der Laster überwucherten und gänzlich unbebauten Boden des Heidenthums urbar zu machen, aus Heiden Christen, aus Ungläubigen Gläubige, aus Sündern Heilige heranzubilden. Doch kaum hat er in irgend einer Stadt eine christliche Gemeinde gestiftet, so zieht er schon wieder ab, nachdem er die Sorge und Verantwortung einem seiner Gefährten anvertraut hat. Weil er aber wußte, wie leicht die Heerde eines nachlässigen Hirten Schaden nimmt, so war er sehr besorgt, daß nur solche zu Bischöfen und Priestern erwählt würden, welche durch Tugend und Wissenschaft sich auszeichneten und er gab darin seinen Schülern Titus und Timotheus sehr treffliche Winke und Rathschläge.

Den Neubekehrten gab er heilsame Ermahnungen und machte sie auf ihre Fehler aufmerksam; sobald er sie aber zurechtgewiesen hatte, sagte er ihnen, daß er ihnen

ihre Fehler vorhalte nicht, um sie zu beschämen sondern nur um sie zu bessern. Die Sifrigen wußte er zu loben und spornete die Launen und Kleinmüthigen zum Eifer und zur Standhaftigkeit an. Die Gefallenen richtet er wieder auf, droht ihnen aber mit Strafe, wenn sie sich nicht vorsichtiger benehmen würden, wenn sich aber jemand unverbesserlich zeigte, so schloß er ihn einfach von der Kirchengemeinschaft aus.

In seinem Eifer begnügte er sich nicht damit, daß er einen Menschen zum Christen gemacht hatte, sondern er war dann um so mehr bemüht dieselben immer mehr zur Tugend anzuspornen und sie zum Gipfel der Vollkommenheit zu führen. Wie weit ihm dies gelungen ist wird uns die unermessliche Schaar der Heiligen am jüngsten Tage beweisen, wo ja alles dies offenbar werden wird.

Es gibt keine Tugend, die er nicht selbst geübt hätte; er betete und fastete und kasteite seinen Leib und er war besonders groß in seiner Uneigennützigkeit; wunderbar ist seine Liebe und Hingabe mit der er sich diesen schweren Mühen eines Völkerapostels unterzog ohne dafür eine irdische Vergütung zu fordern. Er hätte das Recht gehabt von den Gläubigen den Lebensunterhalt für sich und seine Mitarbeiter zu verlangen, aber er machte keinen Gebrauch davon.. Darum sprach er auch zu den versammelten Aeltesten der Stadt Ephesus: „Silber und Gold oder Kleider habe ich von Niemanden begehrt wie ihr es selbst wißet: denn was mir und denen, die bei mir sind, nöthig war, haben diese (meine) Hände dargereicht.“ Dies that er um Niemanden lästig zu fallen und damit seine Predigten desto leichter bei den Irdischgehimten Gehör fänden. Das Volk wußte aber auch, daß er nicht ihre Schätze, sondern nur ihr Seelenheil suchte, und daß er nicht irdischen Gewinn, sondern die Ehre Gottes im Auge hatte. Für sich und seine Begleiter nahm er Nichts an: allein wenn er auch von Seiten der Gläubigen auf jeden Unterhalt verzichtete, so machte er sie

doch auf sein Recht aufmerksam. Als er aber erfahren hatte wie die Gemeinde zu Jerusalem durch Verfolgung, Vermögenskonfiskation und drückende Zeitverhältnisse in große Armut gerathen sei, da ging ihm dies sehr zu Herzen, und er bemühte sich diesen Nothleidenden zu helfen. Zu diesem Zwecke unternahm er große und beschwerliche Reisen, um bei den reicheren christlichen Gemeinden Geldsammlungen für sie aufzunehmen. Dadurch wurde ihm zugleich eine Gelegenheit geboten, die von ihm gegründeten Gemeinden zu trösten: wenn er dann zufällig manche Unordnung und Mißstände antraf, so wußte er sie mit Umsicht und Kraft zu beseitigen. Sein Herz glühte vor Verlangen dem Himmel mehr und mehr Seelen zuzuführen. Nur Liebe athmend und nach Tugend dürstend durchwanderte er die ganze Erde und er gönnte seinem Körper weder Ruhe noch Raht „um Allen Alles zu werden“ wie er sich ausdrückt. Wenn nun auch, wie wir bisher gesehen haben, seine Missionsreisen einem Triumphzuge gleichen, so muß man doch nicht glauben, daß er überall mit offenen Armen wäre aufgenommen worden. Vielen, zumal den Juden, war er ein Gegenstand des Hasses und der Abneigung. Aber dieses hatte Christus seinen Jüngern vorausgesagt: „Darum haßt euch die Welt, weil ihr nicht von der Welt seid, sondern weil ich euch von der Welt auswählt habe.“ Von Paulus ganz besonders aber hatte der Heiland ausdrücklich gesagt: „Ich will ihm zeigen, wie viel er um meines Namens willen leiden muß.“ Von diesen seinen Leiden schreibt er in seinem zweiten Corinthherbrief im elften Kapitel: „Fünffmal bin ich von den Juden gezeißelt worden, einmal ward ich gesteinigt, dreimal habe ich Schiffbruch gelitten, einen Tag und eine Nacht bin ich in der Meereskliefe gewesen, oft auf Reisen, in Gefahren auf Flüssen, in Gefahren von Räubern, in Gefahren von Ungehörigen (d. h. von den Juden, seinen Stammesgenossen) in Gefahren von Heiden, Gefahren in den

Wüsten, Gefahren auf dem Meere. Gefahren von falschen Brüdern, in Mühseligkeit und Elend, in vielfältigem Nachtwachen, in Hunger und Durst, in vielen Fasten, in Kälte und Blöße, ungerechnet das, was es von Außen her gibt, der tägliche Andrang zu mir, die Sorge um all die Kirchengemeinden." Aber dies Alles ertrug er gern und weil er sich erinnert, daß er früher die Geißel der Kirche gewesen, darum ist er bereit für diese Fehler zu büßen und freut sich gar noch, recht viel für Jesus dulden und leiden zu dürfen. Demüthig nimmt er Alles auf sich und nennt sich eine Mißgeburt, sagend, er sei gar nicht werth ein Apostel zu sein.

Trotz seiner Demuth und Bereitwilligkeit zu leiden zwang er aber doch einst die Stadtoberrsten zu Philippi, vor ihm Abbitte zu leisten, weil sie ihn auf eine ungerechte Weise hatten geißeln und einsperren lassen. Er berief sich dabei auf sein politisches Recht, welches er als römischer Bürger besitze. Dies that er nicht, um seinem Unwillen Luft zu machen oder seiner Ehre wegen; er that es nur um der Ehre des Evangeliums, der Wahrheit und des guten Rufes willen. Hätte er anders gehandelt, so hätten vielleicht Viele Anstoß daran genommen. Er hätte eigentlich noch größere Genugthuung fordern und sie selbst vor Gericht bringen können, aber als Verkünder des Friedens lag ihm jeder Gedanke der Rache fern. Gern wäre er auch in den Tod gegangen, wie er sagte war ja „Sterben sein Gewinn“ und darum verlangte er aufgelöst zu werden und bei Christus zu sein. Für ihn, der bis in den dritten Himmel entzückt, für ihn, der himmlische Dinge geschaut und erfahren hat, gab es keinen Reiz mehr auf Erden. Doch um noch am Heile der Seelen zu arbeiten, war er bereit, noch länger auf Erden zu bleiben.

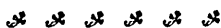
Gott hatte die Sendung dieses Apostels durch unzählige Wunder bestätigt und Paulus selbst schrieb über seine göttliche Sendung an die Corinthier: „Die Kennzeichen meines Apostelamtes sind ja unter

euch vorhanden durch Zeichen und Wunder und Kraftthaten: Und so auffallend sind diese Wunder daß die Lycaonier ganz erstaunt ausriefen: „Götter in Menschengestalt sind zu uns herabgekommen.“ Er besaß auch die Gabe der Sprache, denn er sagt selbst: „Ich danke meinem Gott daß ich alle Sprachen rede, die ihr sprecht.“ Darum wird man auch in den Blättern der Geschichte vergebens eine Persönlichkeit zu finden suchen, welche man dem hl. Paulus zur Seite stellen könnte. Die Briefe, die er schrieb, und die nebenbei gesagt den größten Bestandtheil des neuen Testaments bilden, enthalten eine Fülle göttlicher Wahrheit. Wie die Sonne nach allen Richtungen ihre Strahlen ausgießt und dadurch Licht, Leben und Gedeihen gibt, so verbreiten auch die Briefe eines Paulus die Strahlen eines überaus hellen und klaren Glaubenslichtes; sie sind eine wahre Fundgrube der Gottesgelehrtheit. Dabei gibt er den verschiedenen Ständen die schönsten Sittenlehren und Lebensregeln; die wenn man sie besser beachtete, die Welt reformiren und jeden zur Heiligkeit führen würden.

So ist denn der heilige Paulus nicht bloß der Stolz unserer heiligen Kirche, sondern er gilt auch mit Recht als eines der schönsten Tugendmuster; ich wüßte kaum ein schöneres Vorbild für die Männer unserer Zeit. Es ist wahr, er hat große, ganz außerordentliche Gnaden bekommen, aber er machte auch zu seinem und der Völker Heil den ergiebigsten Gebrauch davon. Er war kein schwankendes Rohr sondern lebte nach den festen Grundsätzen der Vernunft und der Religion. Drum auf, katholische Männer, nehmt euch den heiligen Paulus als Muster! Seid Männer von Charakter, die sich vor Nichts beugen, wenn es sich handelt um die Ehre Gottes und die Ehre des Gewissens. Charakterlosigkeit, Feigheit, Menschenfurcht, Lauheit und Unentschiedenheit das sind die Uebel, an denen so viele Männer unserer Zeit leiden. Vieles könnte besser werden in der Welt, wenn unsere katholischen Männer mehr Eifer für die Reli-

gion zeigen und sich weniger um die öffentliche Meinung der Welt kümmern würden. Schrecken wir ja nicht zurück vor den paar Schwierigkeiten, die sich uns bei der Ausübung unserer Pflicht entgegenstellen sondern zeigen wir Muth, Entschlossenheit und inniges Gottvertrauen: manches Uebel

würde dann aus der Welt verbannt werden und für unsern Eifer für die Sache Gottes würden wir die Krone des ewigen Lebens empfangen. Fürchten wir nur nicht, Christum mulhig zu bekennen, dann wird er uns einst ein gnädiger Richter und ein überaus edler Belohner der Tugend sein.



Drei Züge aus dem Leben der Prinzessin Louise von Frankreich, Karmeliternonne.



1.

Die Prinzessin Louise Marie von Frankreich, Tochter Ludwigs XV., wurde in der Abtei Fontevault erzogen; noch sehr jung machte sie eine lange, schmerzhafteste Krankheit durch, die sie an den Rand des Grabes brachte. Nachdem die Aerzte erklärt hatten, daß sie keine Hoffnung mehr hätten, ließ man sie die Tauf-Ceremonien ergänzen, die man bei den Kindern von Frankreich von dem Sakramente der Taufe zu trennen pflegte. In dieser äußersten Noth und in dem Schmerze, die Tochter ihres Königs unter ihren Händen sterben zu sehen, nahmen die guten Klosterfrauen ihre Zuflucht zu Gott, und in der Inbrunst ihrer Gebete machten sie unter den Auspicien der allerheiligsten Jungfrau ein besonderes Gebüthe, unter dessen Bedingungen auch die war, daß, wenn die junge Kranke genesen würde, sie zur Ehre ihrer Retterin ein ganzes Jahr lang ein weißes Kleid tragen sollte. Sie genas, und wurde mit dem weißen Kleide bekleidet. Dieser merkwürdige Zeitabschnitt ihrer Kindheit entschwand der Prinzessin Louise nie aus dem Gedächtnisse. Und dürfen wir nicht annehmen, daß bei den bewunderungswürdigen Tugungen Gottes über seine Auserwählten, diese Art von religiöser Weihe, an welcher die Prinzessin damals so wenig Antheil nahm, dennoch durch die Betraytungen, die sie in der Folge hervorrief, die Grundursache jenes glänzenden Opfers

wurde, das sie eines Tages mit so viel Verdienst ihrerseits, und zu so großer Erbauung für die christliche Welt Gott darbringen sollte? Wenigstens ist es gewiß, daß sie glaube, die Erhaltung ihres Lebens der allerheiligsten Jungfrau verdanken zu müssen; und daß man in ihrem reiferen Alter sie zuweilen sagen hörte, sie sei mehr als jede andere verpflichtet, dem Dienste Gottes ein Leben zu weihen, das sie dem besonderen Schutze seiner heiligen Mutter verdanke.

2. Der Schutz Maria's trat einige Jahre später auf eine ganz auffallende Weise zu Tage. Als einst die junge Prinzessin den König in den Wald von Compiègne auf die Jagd begleitete, bäumte sich das Pferd, das sie ritt, und schleuderte sie zwanzig Schritte weit weg. Sie fiel mitten auf den Weg, und beinahe unter die Hufe der Kofse einer Kutsche, welche im schnellsten Laufe hinter ihnen her fuhr; durch ein ganz besonderes Glück, das sie immer ein Wunder nannte, entging sie dieser doppelten Gefahr ohne die mindeste Beschädigung; und ohne die Fassung zu verlieren, wollte sie ihren Mitt fortsetzen. Vergebens drang man in sie, in ihren Wagen zu steigen, sie verworf den furchtsamen Rath, und ihr Stallmeister mußte ihr das unlenkfame Pferd wieder vorführen. Sie bestieg es nochmals, trieb es an, setzte ihm zu, und brachte es so weit, daß ihm die Lust verging, sich wieder zu bäumen.

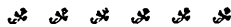
Als sie ins Schloß zurückkam, und in ihre Gemächer trat, erzählte sie einer Kammer-

frau ihr Abenteuer mit folgenden Worten: „Danken Sie für mich der heiligen Jungfrau, denn ich verdanke ihr zum drittenmale mein Leben. Mein Pferd hat mich abgeworfen: der Wagen meiner Schwester brauchte nur noch einen Schritt weiter zu fahren, und ich war geräbert. Ich habe mich an die heilige Jungfrau gewendet; und habe Zeit gehabt, wieder aufzustehen, und nun bin ich hier.“ Auf solche Weise sprach bei all' ihrer großen Lebhaftigkeit die Gnade zu ihrem Herzen.

Dieser wunderbare Schutz Maria's erweckte in ihr wieder den Wunsch, den sie hegte, sich Gott zu weihen.

3. Nun war zu jener Zeit zu Saint Denys ein Haus der Karmelitinen, welche sich in der größten Noth befanden. Bei dieser trostlosen Lage versammelte die Priorin die Klostergemeinde, setzte ihren Töchtern, ohne etwas zu verhehlen, den traurigen Zustand der Kloster-Finanzen auseinander, ermahnte sie aber dabei, den Muth nicht zu verlieren, und sich zu erinnern, daß Gott jene nie verlasse, die auf ihn hoffen. „Ihr erinnert euch gewiß, sagte sie, daß der Herr durch ihre Vermittlung der heiligen Jungfrau schon einmal auf eine wunderbare Weise uns zu Hilfe gekommen ist. Sein Arm ist nicht verkürzt; was er einmal gethan hat, kann er wieder

thun, und er wird gewiß thun, wenn wir Vertrauen haben. Durch die Ansprache ermunthigt, verabredeten sich die Frauen mit dieser Ansprache der Priorin, sich neuerdings an die heilige Jungfrau zu wenden, und sie anzuflehen, ihnen von Gott die Gnade zu erwirken, daß irgend eine Person, welche neben dem Berufe auch Vermögen mitbringe, ihrem Verbande sich anschließen möge, damit der Schlag, von dem sie bedroht waren, abgewendet werden möchte. Am 8. Februar, zur nämlichen Zeit, da der Bischof von Beaumont im Namen der Prinzessin Louise sich an Ludwig XV. wendete, begannen die frommen Töchter eine neuntägige Andacht, mit Gebeten, Kommunionen und guten Werken zur Ehre der allerjeligsten Jungfrau und versprachen, ihr im Innern des Klosters eine Kapelle zu errichten, wenn sie die Gnade haben würde, ihre Wünsche zu erhören. Am 29. desselben Monats ertheilte Ludwig XV. seiner Tochter die Erlaubniß, in den Karmeliten-Orden zu treten, und die Prinzessin Louise wählte auf eine Eingebung Gottes diese arme, unbekante Kloster zu Saint Denys, dessen langen Prüfungen sie ein Ende machte; und nachdem sie siebenzehn Jahre in der Uebung aller geistlichen Tugenden darin gelebt hatte, starb sie im Geruch der Heiligkeit. Ihr Kanonisationsprozeß ist bereits eingeleitet.



Durchblättert die Geschichte, und ihr werdet die göttlichen Gestirne des katholischen Himmels am östlichen Horizonte aufsteigen und fortschreiten sehen von Glanz zu Glanz, von Ruhm zu Ruhm bis zur Fülle seiner Erscheinung bei uns: Quae est ista quae progreditur? Ja, Maria ist fortgeschritten in Ehre und Volksthümlichkeit durch die lange Reihe der christlichen Jahrhunderte, und jenes Verzeichniß von verschiedenen Titeln, die man ihr beigesetzt, wenn man ihre Fürbitte anruft, jene schwingende Kette von Littaneien ist nichts anderes, als der mystische Zodiakus, worin die zahlreichen

Gestaltungen ihres Cultes in der Zeitrechnung des Heilandes durch ein Zeichen der Dankbarkeit der Generationen angemerkt sind. Triumphbogen Maria's, du bist erbaut auf deinen beiden Grundflächen und auf den Ecksteinen deiner unvergänglichen Größe!

Einerseits ruht du auf ihrem Vorrechte der Unbefleckten Empfängniß, und indem die Kirche also zu ihrer Verherrlichung dich vollendet hat, spannte sie über unseren Häuptern den wahrhaftigen Regenbogen des Friedens und des göttlichen Schutzes aus: ponam arcum meum in nubibus.

Kirchenmusikalisches.

Gedankenspähne und Lesefrüchte.



1.

icht jeder Chor kann künstlerisch Vollendetes leisten, jeder aber kann kirchlich und liturgisch korrekt singen, wenn er nur will. Kann oder will man nicht alles singen, so rezitiere ein Mitglied des Chors den Text mit Orgelbegleitung. Es kann also ohne irgend eine Chorprobe und besondere Mühe der Gottesdienst liturgisch richtig gestaltet werden. Manche Vorschriften sind selbst eine Erleichterung: welcher vielgeplagte Organist könnte nicht dem *Cæremoniale Episcoporum* gehorchen das da befiehlt, daß beim Requiem die Orgel nur als Begleitung des Gesanges mitwirke, im Uebrigen aber schweige. Die Rezitation der vorgeschriebenen Wechselgesänge ermöglicht nicht nur die liturgische Vollständigkeit ohne Mühewaltung, sondern auch ohne Verlängerung des Gottesdienstes. Ist es nicht ein Widerspruch Vorgeschrriebenes in Gesang oder Rezitation zu unterlassen, dagegen nach Epistel und Evangelium Responsorien zu singen, die von der Liturgie dem Chore nicht zugetheilt sind?

Niemand findet die im Rezitationsston vorgetragene Epistel unschön; warum sollte es denn die zudem von der Orgel begleitete Rezitation des treffenden Introitus, Graduale, Offertorium- oder Communion-Textes sein?

2. „Wenn man ohne Fachmann zu sein in der Architektur Sinn und Verständnis haben will, darf man sich nicht bei der Kirchenmusik mit dem Grunde entschuldigen, nicht Musiker zu sein; wenn man in Skulptur und Malerei die Verordnungen der Kirche wohl beachtet, darf man die kirchenmusikalischen Bestimmungen nicht ignoriren oder sie nur nach Gutdünken anwenden.“

„Man muß vor dem Irrthum sich hüten. die Kirchenmusik als eine bloße Zuthat zu

betrachten. Ohne Zweifel sind die Grundsätze, wie sie in einem Hirtenschreiben des Hochw. Herrn Bischofs von Eichstädt dargestellt sind, die richtigen. Er sagt: „Ich weiß wohl, daß der herrliche Bau einer Kirche, der Reichthum ihrer Ausschmückung, die Pracht der Altäre und künstlerisch gefertigten Gewänder einen unbeschreiblichen Einfluß auf die Feierlichkeit des Gottesdienstes ausüben; aber höher als Alles dieses steht der gottesdienstliche Gesang. Alles Uebrige ist nur Vorbereitung und muß vollendet sein, wenn die heilige Feier beginnt. Der Gesang dagegen füllt die heiligen Augenblicke des Gottesdienstes selbst aus; er ist das festliche Prachtgewand, in welchem unsere Gebete, oder besser gesagt, die Gebete der Kirche, diese Meisterwerke des heiligen Geistes, vor dem Throne Gottes erscheinen; der liturgische Gesang gehört zu den heiligsten Verrichtungen des Priesters und steht deshalb höher, als das steinerne Gebäude, die hölzernen Altäre, die goldenen Gefäße und die seidenen Paramente.“

„Unbestritten ist es richtig, daß von allen Künsten die Tonkunst der besondere Liebling der Menschen ist; aber ebenso ist es richtig, daß man nur wenig edel und ideal über sie denkt. Man liebt sie zu Spiel und Scherz, zu Genuß und Unterhaltung; ihre angenehmen und lieblichen Melodien sollen zerstreuen, ihre gefühlvollen Weisen auf das Gemüth wirken, ihre rhythmischen und melodischen Formen dem Ohre schmeicheln. Daß die Musik, wie jede Kunst, eine höhere Aufgabe, auch einen erziehenden und veredelnden Charakter habe, beachten Viele nicht.“ (H. Waller.)

3. „Bei Vielen ist das musikalische Gefühl entweder zu wenig entwickelt und gebildet oder schon abgestumpft und verdorben; woher es auch kommt, daß beim großen Publi-

kun gewöhnlich die trixialste Musizirerei den meisten Beifall findet. Sie schlägt eben eine Saite an, die im niederen Menschen ohnehin gar so leicht klingt; während die wahre Kunst an den höheren Menschen appellirt; weshalb mit Recht Plato sagt, die beste Musik sei nicht die, welche das meiste Vergnügen mache, sondern jene, welche den Edelsten und Besten gefalle.“ (Nehulich ist es in der sonstigen Literatur: der Menge gefällt ein Sensations-Roman viel mehr, als ein vollendetes Epos oder Drama.)

(Jos. Selbst, in Frankfurter zeitgem. Brochüren.)

4. „Die kirchliche Musik muß zwar geeignet sein, die Kinder dieser Welt zur Andacht zu stimmen und für den heiligen Ernst des Gottesdienstes zu gewinnen; aber sie darf deshalb nicht selbst weltlich werden.“ (Cäcil. Kalender 1885.)

5. „Unsere Kirchenmusik ist kirchlich, steht aber künstlerisch durchaus nicht auf der Stufe, auf der sie jetzt sein sollte: sie ist meilenweit hinter der Profanmusik zurückgeblieben. Wer auch letztere pflegt und studirt, und Gelegenheit hat, gute Aufführungen von Werken der klassischen, romantischen und neuromantischen Schule zu hören, dem muß diese Thatsache in die Augen springen. Wir Kirchenmusiker sind festgefahren im Geleise der Schablone und der Stereotypen vom 16. Jahrhundert geborgten Formeln, also von einer Zeit, in der die Harmonie dem doch noch in den Rinderschuhen war und unsicher ihre Wege suchte, und wo auch die Melodie, dem Choral einfach entlehnt und nachgebildet, oder, wenn auf eigenen Füßen stehend, doch mehr im Hinblick auf contrapunktische Verwendbarkeit als auf Ausdruck erfunden wurde. . . Wenn wir allbekannte Cadenzen und Skalenbruchstücke mit ihrer traditionellen Harmonisation, oder trockne, spröde Imitationen in Quint und Oktav mosaikartig aneinandergeleimt haben, meinen wir, wir hätten „komponirt“; wenn die Stimmführung eine gute ist, bilden wir uns schon ein, die Chorkomposition als solche sei so gut

und schön. Schularbeit, phantasielos, wenn auch richtig gelöste Aufgaben in Harmonielehre und Contrapunkt, das und nicht viel mehr sind unsere Produktionen. Furchtlos erhebt die „Mediokratie“ ihr Haupt. Wie arm ist das Meiste an Erfindung, an schönem Aufbau, an harmonischem Reiz; an wohlgeplanter Modulationsordnung der Satztheile! Und dieses wahrscheinlich nicht so sehr weil kein Talent da ist, sondern wegen des Systems, das eben nur starre und von Allen communistisch gebrauchte Formeln als kirchlich gelten lassen will. Unsere Werke gleichen sich wie ein Ei dem andern: gute Musiker erklärten mir, es werde ihnen beim Anhören derselben schwer, das eine vom andern zu unterscheiden. Wir machen uns selbst Gesetze, die weder die Kirche in ihren positiven Vorschriften, noch die Kirchlichkeit objektiv fordern, und glauben uns dann im Gewissen gebunden. Der Umstand, daß ein Akkord, eine Melodiewendung in der weltlichen Musik benutzt wird, drückt diesem Akkord oder dieser Wendung noch nicht gleich den Stempel der Unbrauchbarkeit für die Kirche auf: die kirchlichen Kompositionen des 15. und 16. Jahrhunderts unterscheiden sich kaum von einem Theile der damaligen weltlichen Musik.“ (Aus einem Briefe eines Komponisten.)

6. „Wir haben noch gar keinen (mit den Allen) konkurrenzfähigen modernen Kirchenstil als solchen ausgebildet und können ihn nicht haben weil man ihm die Lebensbedingungen, Lust und Licht und das Wort entzogen hat. Wenn wir von moderner Kirchenmusik reden, so ist es nicht die spezifisch kirchliche, moderne Tonsprache am Schluß des 19. Jahrhunderts, wie sie unter günstigen Vorbedingungen, unter liebevoll lehrender, rathender, fördernder Leitung und Führung hätte vokal und instrumental ausreifen können; sondern es ist jene Kunst, die als Richtschnur die Diatonik und die Gesetze der Allen beobachtet. Die „guten Nachahmer Palestrinas“ erreichen ihr Ideal nicht; sie dienen dem Fortschritte

der Kunst nicht; sie bringen nichts spezifisch Neues zustande; sie spielen mehr oder minder geschickt mit alten Formen; . . . sie wollen mehr mit dem Maßstab des kirchlichen Anstandes, der Sauberkeit, der praktischen Verwendbarkeit, als mit dem der Kunsttiefe und Innerlichkeit, des originellen Wertes gemessen werden.“ (Stehle, im Chorwächter 1894 No. 12.)

„Zimmer seltener werden die Komponisten, die eine ausgeprägte individuelle Physiognomie haben und denen die bekannten cäcilianischen Schulmeister-Phrasen nicht so sehr in die Feder getrocknen sind, daß nichts anderes daraus fließen kann, als die Schablone. Wer dies Urtheil zu hart findet, der sehe sich einmal die Massenproduktion der kirchenmusikalischen „Mudelabriken“ an, wo eben eine Messe der andern so gleich sieht, wie eine Mudele der andern.“ (Stehle, im Chorwächter 1897 No. 11.)

„Gerne wird zugestanden, daß seit etwa 20 Jahren nicht nur die Vorschriften der Kirche in Betreff der Vollständigkeit und Behandlung des liturgischen Textes gewissenhafter beobachtet werden, sondern auch musikalische Trivialitäten, und abgedroschene Rhythmen sich gemindert haben. Unterdeß aber ist ein neuer Feind ziemlich stark geworden, nämlich die übermäßige Rücksicht auf die schwachen und kleinen Kirchenchöre. Dieselbe ist, öfter als gut und nöthig ist, ein Deckmantel geworden, hinter welchem sich eine Menge ehrgeiziger, aber unfähiger Komponisten verstecken. Es wird Aufgabe der musikalischen Kritik sein müssen, Spreu vom Weizen zu scheiden, jene Werke zu bevorzugen, die sowohl in liturgischer als auch in künstlerischer Beziehung vollkommen entsprechen.“ (Dr. F. Haberl, Musica sacra 1897 No. 20.)

7. „In dem Begriffe der katholischen Kirchenmusik finden sich zweierlei Momente vereint, liturgisch-kirchliche und künstlerisch-musikalische; in ihrer verständigen Verbindung liegt das Ideal der katholischen Kirchenmusik. Wer den kirchenmusikalischen Re-

formen der letzten Jahrzehnte mit Unbefangenheit gefolgt ist, wird sich kaum des Gedankens erwehren können, daß dabei das liturgische Moment von den verschiedensten Seiten in befriedigender Weise behandelt worden ist. War doch die Beziehung der Kirchenmusik auf die Liturgie das treibende Element aller Reform: es war höchste Zeit, daß die Kunst sich auf ihre eigenen Aufgabe wieder besann. Der Zukunft dagegen scheint es vorbehalten, in ordentlicher und gewissenhafter Weise auch die musikalische Seite der Kirchenmusik zu überdenken; denn kein Gebildeter, der die Verhältnisse kennt, wird sich der Ueberzeugung verschließen können, daß seither eine namenge Kompositionen auftauchen, welche im höchsten Grade liturgisch brauchbar zu nennen sind, die aber auf einer sehr niedrigen Stufe künstlerischen Wertes stehen. . . . Man hat zuweilen vergessen, daß etwas künstlerisch Wertloses der Würde des Heiligthums wenig entsprechen kann. Ein über den Parteien stehender Beobachter konnte diesen Gang der Dinge voraussehen; denn es ist unter allen Umständen vom Uebel, wenn solche in kirchenmusikalischen Dingen zu bestimmen haben, die von Liturgie wo möglich sehr viel, von der musikalischen Kunst dagegen nur sehr wenig verstehen. Nirgendwo hat die Halbbildung kühner und erfolgreicher ihr Haupt erhoben als hier, und es schien mitunter, als ob das laute Pochen auf die Liturgie nur den Zweck hätte, musikalische Blößen zu verdecken.

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß mit der fortschreitenden Entwicklung zu ruhigen, leidenschaftslosen Zuständen hier das Ungefunde dieses Verhältnisses erkannt werden und die Reform eine allseitig befriedigende Gestalt annehmen wird. . . . Kirchenmusikalische Fragen nur theoretisch-liturgisch lösen zu wollen, dürfte leicht zur Einseitigkeit führen; wenn heut eine solche Betrachtung vorwiegt, so ist diese Thatsache begreiflich; denn es liegt im Wesen solcher Reformen, daß die bis dahin vernachlässigten Gesichtspunkte zuerst übermäßig hervorgekehrt werden: die Zeit und die Erfahrung lehrt dann, auch in solchen Dingen das rechte Maß finden.“ (Histor. politisch. Blätter, 1893.)

Jur Empfehlung des Kindheit Jesu Vereins.

Von Rev. H. Wochner, S. J.



Der Kindheit Jesu Verein ist ein wahrhaft apostolischer Verein. Päpste und Bischöfe haben ihn deshalb dringend empfohlen und seine Mitglieder reichlich mit Gnadenpenden bedacht. Er breitet sich gegenwärtig über die ganze Erde aus, und Tausende und abermal Tausende von Kindern gehören ihm an. Mit vollem Recht läßt sich daher jenes bekannte Gleichniß vom Senfkörnlein auch auf diesen Verein beziehen. Nur wenige Jahrzehnte besteht er, und schon umschlingt derselbe alle Welttheile, und Heidenthümer ohne Zahl erquicken sich an seinen süßen Früchten. Indessen wird der jüngste Tag es erst recht offenbaren, wie viele Seelen gerade durch dieses große Werk des Kindheit Jesu Vereines emporgehoben wurden von dem in Nacht und Todeschatten liegenden Heidenthum bis hinauf in das himmlische Paradies. Ja fürwahr, jene heidnischen Länder, sie liegen in Nacht und Todeschatten entseßlich tief begraben. Denn Völkerschaften wohnen dajelbst, welche so weit gesunken sind, daß sie die Werke ihrer Hände anbeten und im Sumpfe jeglicher Laster für Zeit und Ewigkeit zu Grunde gehen.—Armes Volk, das seinen Heiland nicht kennt. Armes Land, in dem der Kreuzesbaum noch keine Wurzel gefaßt, aufblüht und Früchte treibt für das ewige Leben!—Und doch sind auch diese Unglücklichen der Menschen nach Gottes Ebenbilde erschaffen. Auch sie haben eine unsterbliche Seele. Auch ihnen zum Heile ist der Heiland als armes Kind in der Krippe erschienen. Auch ihnen zum Heile hat er Worte des Segens gesprochen; hat Unsägliches gelitten, ist gestorben am Kreuze und hat Gnadenquellen eröffnet ohne Zahl.—Das hat die hl. Kirche von jeher wohl gewußt

und niemals hat sie es darum unterlassen, ihre Diener nach allen Himmelsgegenden auszusenden, um jenen Schaaren, die in Nacht und Todeschatten sitzen, die frohe Botschaft zu verkünden und ihnen die Erlösungsgnaden mitzutheilen. Deshalb gehen im Auftrage der Kirche Christi immer wieder Priester in alle Welt hinaus, bis an die Grenzen der Erde, bis auf die letzte der Inseln. Solch ein Auftrag aber, solch ein Beruf ist nichts weniger als ein Leichtes zu nehmen.

Um sich davon zu überzeugen, braucht man nur an die großen Opfer zu denken, denen so ein Glaubensbote sich unterzieht. Verzichtet er doch auf Alles, was die Welt ihm bietet oder in Aussicht stellt. Er verläßt seine Heimath und nimmt Abschied von Vater und Mutter, von Brüdern und Schwestern, in dem sicheren Bewußtsein, sie nimmer wieder zu sehen hier auf Erden. Hat er nun das Schiff einmal bestiegen, dann geht es mit Windeeseile einer Welt entgegen, wo ihn, wie er es zum Voraus schon weiß, nichts Anderes erwartet, als Trübsal über Trübsal und Gefahren jeglicher Art. Gefahren bedrohen ihn nicht bloß von Seiten eines mörderischen Klimmas, nicht bloß von reißenden Strömen und blutdürstigen Thieren, sondern ganz besonders noch von Seiten barbarischer Stämme, die in Wildnissen und Urwäldern haufen und nicht selten vom Fleische der Menschen sich nähren.—So bringt sich ein Missionär im Heidenlande Gott zu einem wohlgefälligen Opfer dar ohne jeden Vorbehalt.—

Hat nun einmal der Missionär das Ziel seiner Bestimmung—und ich darf noch beifügen—seiner heißesten Wünsche und Gebete erreicht, dann sucht er auch, wie Pau

aus der Apostel, Allen Alles zu werden, um Alle für Christus zu gewinnen, Insbesondere aber hält er sein Augenmerk auf die Kinder gerichtet; denn das Loos dieser kleinen ist ein unaussprechlich trauriges. Werden doch eine Menge von ihnen auf der Straße ausgefacht oder zum Verkaufe ausgeboten, ja sogar den Zähnen wilder Bestien preisgegeben, oder den Götzen zum Opfer dargebracht. Wie überaus groß muß überdies noch die Zahl derjenigen Kinder sein, die von elenden Menschenhändlern grausam hinweggestohlen und wie jede andere Waare auf einen weitentlegenen Marktplatz geschleppt werden. Auf diesem qualvollen Marsche aber geht wohl die Hälfte der geraubten kleinen jämmerlich zu Grunde. Todesmüde und ganz verlassen bleiben sie unterwegs liegen, fallen wilden Thieren anheim oder sterben vor Hunger und Erschöpfung. Sobald nun der unmenſchliche Sklavenhändler den Markt erreicht, sucht er den Nest seiner geraubten Beute wie einen lästigen Kram für Geld abzuzeigen. Haben ja doch diese ärmsten Geschöpfe nur in dem Maße noch einigen Werth für ihn, als er von ihrem Verkauf einen größeren oder geringeren Gewinn sich verspricht.—Um das bereits erwähnte noch näher zu beleuchten, möge das dienen, was vor mehreren Jahren ein Missionspriester aus Afrika an seinen Bruder schrieb: „Einige europäische Christen,“ so heißt es in jenem Schreiben, „hatten eine Summe Geldes zum Loskauf einiger Heidenkinder uns überhandt. Wir begaben uns daher auf den Markt. O welcher einseßlicher Anblick bot sich uns dar! Das Herz zittert mir, wenn ich daran denke. Wir sagten dem Menschenhändler, wir beabsichtigten nur Kinder anzukaufen. Er suchte einen dreizehnjährigen Knaben aus der Masse heraus und führte ihn zu uns. Der Knabe hatte ein verständiges Aussehen und machte ein freundliches Gesicht, da er hoffte, wenn wir „Weiße“ ihn kauften, nicht als Opfer geschlachtet zu werden. Allein als wir um den Preis fragten, jagte der

Händler, er koste 200 Franken, und das war für unsere Verhältnisse zu viel. Wir sahen uns daher genöthigt, zu erklären, daß wir lieber kleinere Kinder von fünf bis sechs Jahren kaufen wollten. O wie blutet uns das Herz beim Anblicke dieser Kinder, die bittend ihre Blicke auf uns richteten und uns zurufen: „Weißer! kaufe mich! Weißer! kaufe mich!“ während wir aber doch nicht helfen können, weil wir nur zu oft mit ganz leeren Händen dastehen und keinen Cent zur Verfügung haben.“

Um nun solche Kinder aus ihrer äußersten Noth zu retten, dazu trägt der Verein der hl. Kindheit Jesu unermesslich Vieles bei. Denn so gering: so winzig klein zuweilen die Beiträge eines jeden Einzelnen auch sein mögen, so wachsen dieselben durch ihre Menge immerhin zu einer stattlichen Summe an. Viele kleine Tropfen bilden einer See und viele kleine Münzen eine große Summe. Mit Hilfe dieser Beiträge nun sind schon ganze Schaaren von Heidenkindern dem gräßlichsten Elend entriſſen worden. Wie viele Wohnungen sind vermittlest des Kindheit Jesu Vereins schon errichtet worden, die nun den geretteten Kleinen als Herberge und Obdach dienen, wo selbst sie ernährt und gekleidet, unterrichtet und getauft, auf die erste hl. Beicht und Kommunion vorbereitet und so für den Himmel erzogen werden. Wie oft mögen daher diese Kinder im Bewußtsein ihres unschätzbaren Glückes ihre Hände fallen und Segensgebete verrichten für diejenigen insbesondere, welche dem Kindheit Jesu Verein angehören und für alle jene Wohlthäter, denen sie ihre Erlösung aus der Todtengruft des Heidenthums zu verdanken haben. „Wenn wir den Neubekehrten“, so berichtet, ein Missionär, „auf der Landkarte die Gegenden zeigen, in welchen für sie gebetet und Almosen gesammelt wird, dann vereinigen auch sie ihr Gebet mit dem unsern, daß Gott ihre Wohlthäter segnen und begnadigen wolle.“

Was bisher gesagt und viel des Anderen mehr, hat Tausende schon angetrieben, stets

den regsten Antheil an dem schönen Verein der hl. Kindheit Jesu zu nehmen und so den armen Heidenkindern nach Kräften Hülfe zu leisten, damit auch diese unglücklichen Geschöpfe den lieben Gott kennen lernen und den Vater preisen, der im Himmel ist.—Ja Kinder hat es gegeben und giebt es deren immer noch in nicht geringer Anzahl, welche sich Manches, ich möchte sagen am eigenen Munde abzusparen wissen, zum Besten der armen Heidenkinder. Nicht selten legt so ein recht braves mittheilvolles Kind sogar eine eigene Sparkasse an und schreibt oder läßt darauf schreiben: „Für die armen Heidenkinder.“ Jedes Stücklein Geld, das ihm zukommt von Vater oder Mutter, von dem Großvater oder Taufpaten, von der Tante oder vom Onkel, wird nun sorgfältigst darin aufbewahrt und nie würde es sich dazu verstehen, auch nur einen Cent, etwa für Näscherlein, zu verschwenden. Natürlich werden von Zeit zu Zeit die Ersparnisse auch zusammengerechnet und wenn es sich alsdann herausstellt, daß der Kasseninhalt sich merklich schon vermehrt habe, welch eine Wonne dann! „Nun hab' ich schon so und so viel beisammen“ mag solch ein hochbeglücktes Kind alsdann erzählen. „Gewiß ist das schon genügend, um irgend einem Heidenkinde ein Kleidungsstück zu verschaffen. Und sollen der Vater und die Mutter oder sonst Jemand noch Etwas beilegen, so ließe sich am Ende mit meinem ganzen Vorrath sogar ein Heidenkind noch loskaufen und wenn es dann bei der hl. Taufe gar noch den gleichen Namen erhalten würde, den ich selber habe, — ja dann wäre das Maaß meiner Freude voll!“

Glücklich die Kinder Alle, welche an solchen und ähnlichen, Gott und den hl. Engeln überaus wohlgefälligen Gedanken und Ge-

sprächen, sich zu unterhalten und zu erheutern wissen! Durch eben diesen ihren edlen Opferthum bekunden sie es auf die schönste Weise, wie lieb und werth ihnen der Verein der hl. Kindheit Jesu sei.

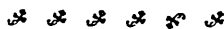
• Wohlan denn du liebes Menschenkind und Gotteskind! Jahre fort den armen Heidenkindern deine Liebe und dein Mitleid zu schenken und biete ihnen, wo möglich, von Zeit zu Zeit auch eine kleinere oder größere Gabe an. Vor Allem aber wende ihnen das Almosen des Gebetes zu. Berrichte darum fleißig jenes Gebet, welches den Mitgliedern des Kindheit Jesu Vereins täglich zu beten anempfohlen wird, nämlich ein „Gegrüßet seist du Maria“, mit dem jedesmaligen Beisatz: Heilige Jungfrau bitte für uns und die armen Heidenkinder!“—Ja arm sind jene Kinder daran; weit ärmer als es sich irgendwie aussprechen oder auch nur ahnen läßt und darum sind sie aber auch der Hülfe so ganz bedürftig.

So helfe, wer nur immer helfen kann! „Was ihr dem Geringsten meiner Brüder gethan“, spricht der Heiland, „das habt ihr mir gethan.“ Und wiederum heißt es: „Selig die Barmherzigen; denn sie werden Barmherzigkeit erlangen!“

„Wer ist ärmer, als ein Kind!
In dem Scheideweg geboren,
Heut geblendet, morgen blind,
Ohne Führer geht's verloren;
Wer ist ärmer als ein Kind!

Die im Himmel waren Kind,
Die auch, die der Fluch getroffen;
Ach so such' ein Kind geschwind,
Lehr' es glauben, lieben, hoffen.
Die im Himmel waren Kind!

Wer dies einmal je empfunden,
Ist den Kindern durch das Jesuskind verbunden!
Brentano.



Folgen wir doch dem Beispiele unserer heiligen Kirche! Sie verlangt nichts von Gott, ohne sich der Vermittlung Maria's zu bedienen: in allen Messen, in allen Of-

ficien, in allen Gebeten, die sie Gott in ihren Anliegen darbringt, überall ruft sie Maria an. Also nehme auch wir unsere Zuflucht stets zu ihr!

Papst Leo XIII.



loriosa dicta sunt de te, civitas Dei! — Ruhmvoll wirst du gepriesen, Stadt Gottes!

Diese Worte stehen von Jerusalem im 86. Psalm geschrieben und werden von der Schriftauslegung auf die katholische Kirche angewandt, deren Vorbild Jerusalem war. Was aber von der Kirche gilt, wer kann es mehr auf sich beziehen, als das Papstthum, das Fundament der Kirche, als Rom, der Mittelpunkt der Kirche! Zwar ist im Neuen Bunde jeder Tabernakel des letzten Dorfes und der kleinsten Kirche eine mythische Stadt Gottes, und vor dem in Brodsgehalt verhüllt dort thronenden Gottmenschen beugen sich die Kniee derer, die im Himmel, auf Erden und unter der Erde sind. Aber von allen Millionen mythischer Gottesstädte der Christenheit ist eine im buchstäblichen Sinne die Stadt Gottes, weil Gott sie im Plane der Weltregierung für den Statthalter seines Eingeborenen auf Erden zum Wohnsitz erkoren hat — das ewige Rom, und zumal in unseren Tagen, trotz oder vielmehr noch wegen der piemontesischen Besitznahme dieser Stadt, ist es der Papst, um dessen glorreicher Persönlichkeit, Weisheit und Thätigkeit willen in allen Zonen und Sprachen bis an die Enden der Welt unser Psalmenwort auf Rom Anwendung findet.

Es gibt eine dem heiligen Erzbischof Malachias von Armagh in Irland zugeschriebene Prophezeiung, die über 700 Jahre alt ist und unseren gegenwärtigen Heiligen Vater als „Lumen in Coelo“, „Licht am Himmel“ bezeichnet. Zehn Jahre vor der Wahl Leos XIII. ist eine gedruckte Erklärung derselben erschienen, welche das „Lumen in Coelo“ auf einen „großen Papst“ deutete, der mehr noch als sein großer Vorgänger Pius das Licht des Evangeliums in die Länder der Heiden tragen und über Judäenismus, Irrthum und Unglauben

fügreich leuchten lassen werde. Fürwahr, in der Person Leos XIII. besitzen wir diesen „großen Papst“; seine wie die Sonne weltumfassende und lebenspendende Wirksamkeit für Kirche und Staat, Gesellschaft und Familie, Wissenschaft und Frömmigkeit ist eine glänzende Bestätigung jener 700jährigen Prophetie. Das bezeugt Europa, das bezeugen die Völker, welche von Asiens fernen Bergriesen, aus Afrikas unwegsamer Wüste, vom zerstückelten Festlande der Südsee, aus Amerikas canadischem Eisgebirge am goldenen Priesterjubiläum des Heiligen Vaters, 1887, nach Rom pilgerten; das haben die Gaben der Verehrung und Liebe, die Huldigungen der Bewunderung und Treue an seinem Bischofsjubiläum, 1893, bezeugt; das bezeugte in diesen Tagen, am Ende des Jahres 1897 die Welt, da Leo XIII. am diamantenen Jubeltage seiner Priesterweihe die segnende Rechte erhob und Millionen frommer Väter einmüthig niederknieten, um des Himmels Gnadenfülle durch ihn und für ihn zu ersehen.

Am 31. Dezember 1837 wurde unser Heiliger Vater von Cardinal Odescalchi zum Priester geweiht; Tags darauf feierte er seine Primiz in der Kapelle des hl. Stanislaus Kostka im Noviziat der Jesuiten am Quirinal.

Seitdem sind sechzig Jahre verrauscht; der neugeweihte Priester vom 31. Dezember 1837 feierte sein Diamantenes Jubelfest, nicht als einfacher Priester, denn der Priester ist Bischof geworden, der Bischof zum Cardinal erhoben, der Cardinal sitzt auf dem Stuhle des heiligen Petrus, ein Gefangener zwar durch die Mißthat des kirchenfeindlichen Jahrhunderts, aber unter den großen Päpsten der Geschichte einer der größten, dessen gollerleuchtete Weisheit dem Zeitalter hell und mächtig in das Dunkel der Zukunft den Weg zum Völkerglück und Weltfrieden zeigt.

Ist das ein Ringen und Hasten der Welt, an die Stelle des Bestehenden Neues zu setzen! Alle Verhältnisse lösen sich auf; der Hauch jungen Lebens, das aus Ruinen erblüht, geht durch die menschliche Gesellschaft. Throne sind gestürzt und errichtet, Reiche zertrümmert und geschaffen, die Fundamente der socialen Ordnung schwanken. Wohl wäre der Blick in die Zukunft ein trostlicher, schaute nicht der Glaube das Walten der göttlichen Vorsehung in der Weltgeschichte, hinge nicht die Hoffnung an dem hochheiligen „Zammerbilde des Kreuzes“, wäre nicht die friedenbringende Liebe das besondere Apostolat dessen, der sich dem Gottmenschen zur Erfüllung seiner Weltmission mit dem Worte verpflichtet hat: „Herr, du weißt es, daß ich dich liebe“ — Petrus. Aus einem verachteten Volke, zog Petrus ungekannt durch die Thore der römischen Weltstadt; sein Weg führte ihn zum Tode durch Henkershand; das Christenthum flüchtete sich mit Millionen blutender Wunden in die Katakomben. Lehrer und Apostel theilten das Geschick ihres göttlichen Meisters. Aber, wie Christus glorreich von den Todten erstanden, so ist das Papstthum aus dem Martyrgrabe Petri glorreich hervorgegangen und — der Papst lebt. Ohne materielle Macht, ein Bergewaltiger im eigenen Palaste, erhaben, herrlich, mächtig als einziger seinesgleichen da unter allem Menschengeschlechte. Lehrer der Völker und Fürsten, Vater der Christenheit, angethan mit der überirdischen Würde und Kraft des Stathalters Jesu Christi auf dem Stuhle des heiligen Petrus, das ist der Papst, das ist Papst Leo XIII. Möchten die Herrscher

auf seine Stimme hören, die Völker seiner Führung sich anvertrauen: das brandende Meer der politischen Stürme würde sich glätten und in dem milden Glanze des „Lumen in Coelo“ den Frieden des himmlischen Jerusalems widerspiegeln.

Ein selb'nes Wunder unter Gottes Werken,
Das ist das Papstthum; nie ging ihm ver-
loren

Die höchste Würde, die ihm angeboren,
Die Kraft, im Glauben eine Welt zu stärken.

Nimm ihn hinweg, den Papst, dann stirbt
der Glaube,

Gleichwie die Blume stirbt im Sonnen-
brande;

Ein neues Heidenthum durchdringt die
Lande

Und Satan nimmt die Menschheit sich zum
Raube.

In Wahrheit, stürzt der Papst, dann ist
vernichtet

Das Gottesreich auf dieser sünd'gen Erde,
Geschlagen ist der Hirt, zerstreut die Heerde,
Und niemand mehr, der recht die Völker
richtet.

So lehrt es die Geschichte! Wenn gebunden
Des Papstes Macht, dann sinkt das Völker-
leben,

Und was an Erdenglück die Großen geben
Dem armen Volk, es heilt nicht seine
Wunden.

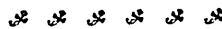
Herr Jesu Christi! Nicht wollest uns ver-
lassen,

Durch deinen heil'gen Geist die Menschheit
lehre,

Daß sie im Papste nur dich selber ehre.
Todtfranke Welt, mögst dieses Heil erfassen!

Franz v. d. Hahle.

„Stimmen vom Berge Karmel.“



Eines der wirksamsten Mittel, ein zartes Vertrauen zu Maria zu erwerben, besteht darin, sich ihrer Wohlthaten und der Wunder ihrer Warmherzigkeit zu erinnern, die ebenso wie unser Glend und unsere Nöthen sich mehren.

„Ich kenne nichts, o Maria“, sagt Tho-
mas a Kempis, „ich kenne nichts so Glor-
reiches für dich und so Tröstliches für uns,
als den englischen Gruß; so groß ist dessen
Süßigkeit, daß es keine Worte gibt, die
fähig wären, diese zu schildern.“



Zum Diamanten-Pristerjubiläum.

Coleranz.

Von Rev. Pius R. Mayer, O. C. C.



Wie man stets von Civilisation spricht, ohne sich die Mühe zu nehmen, zu verstehen, was Civilisation ist, so hört man täglich die Toleranz gepriesen als ein Zeichen eines gebildeten Mannes, und jeder wird als Bigot gebrandet, der sich dem landläufigen Toleranz-Anweseu nicht ohne Weiteres anschließt. Dabei wird diese „Duldung“ in einer Weise ausgedehnt, daß sie auf Seite des Katholiken einem Glaubens-Abfalle, einer Verleugnung seines Glaubens auf's Haar gleicht. Dabei wird dann in seltsamer Begriffsverwirrung Toleranz gerade da in Anspruch genommen, wo sie nicht am Plage ist, und dort, wo sie am Plage wäre, ungeschert bei Seite geschoben. Zugleich wird nur über die Intoleranz der Katholiken geklagt, während Intoleranz gegen dieselben als etwas Selbstverständliches, Nothwendiges und Verdienstliches betrachtet wird.

Der Beweis für diese Behauptung kann täglich und überall gefunden werden, wo Katholiken und Nichtkatholiken beisammen wohnen. Weigert sich ein Katholik, ein protestantisches „Meeting“ zu besuchen, so ist er intolerant. Beträgt sich aber ein Protestant in der katholischen Kirche wahrhaft hubenhaft, und beleidigt die Katholiken in ihren heiligsten Gefühlen, so ist das nicht intolerant, sondern der Ausfluß berechtigten protestantischen Bewußtseins. Kann ein Katholik nicht dazu gebracht werden, protestantische oder glaubenslose Schundliteratur zu kaufen oder zu lesen, so ist daran sein intolerantes Wesen schuld, während der Protestant es als eine unglaubliche Zumuthung ansehen würde, wenn er katholische Schriften und Zeitungen kaufen oder lesen sollte.

Gibt ein Katholik auf die Bitte um ein

Almojen einem Nichtkatholiken die Antwort, daß er für katholische Almojen bereits genügend besteuert sei, so ist das wiederum ein eclatantes Zeugniß seiner Intoleranz, protestantische Vereine dagegen geben den Katholiken nur dann die erbetene Hülfe, wenn sie versprechen, ihre Kinder in protestantische oder wenigstens öffentliche Schulen zu schicken, also das geistliche Erstgeburtsrecht ihrer Kinder um ein Linfenmus zu verkaufen.

Als in dem Jahre 1874—75 die Hungersnoth Tausende in Kansas dem Hungertode nahe brachte, wurde in den östlichen Staaten für sie gesammelt. Die Katholiken steuerten in freigebigster Weise bei, bei der Austheilung des Gesammelten jedoch wurden die Katholiken geslistentlich übergangen, wenigstens hörte ich von keiner Ausnahme, obwohl ich damals inmitten des Elendes wohnte.

Wird ein Protestant auf seine eigene Bitte in die katholische Kirche aufgenommen, so heult die nichtkatholische Welt über Proselitenmacherei, sie selbst aber betreibt den Kinderraub systematisch. Wie viele Hunderte von katholischen Kindern sind in Island, England und Amerika protestantischen Anstalten und Familien zugeführt und protestantisiert worden!

Wer erinnert sich dabei nicht der Fabel von dem Wolfe und dem Lamm? Obwohl das Lamm unten am Bache stand, mußte es doch dem höher stehenden Wolfe das Wasser gerührt haben. Grund genug, es zu zerreißen. Was ist die ganze U. P. U. Sippchaft anders, als dieser Wolf. Und sind sich die protestantischen Prediger, die auf ihren Kanzeln beständig den Katholiken am Zeuge sitzen, vollständig klar darüber, daß sie lügen und verläumben? Geschleicht das auch in katholischen Kirchen?

Unter diesen Umständen muß sich der Katholik klar werden, was unter Toleranz zu verstehen sei, und auf welche Weise er, ohne Einbuße an seinem Glauben zu leiden, Andersgläubigen gegenüber sich tolerant zeigen kann.

Toleranz heißt „Duldung, Ertragung“. Was aber nur geduldet oder ertragen wird, ist selbstverständlich nicht nach unserem Geschmacks, oder es entspricht nicht unserer Ueberzeugung. Könnten wir es ändern, so würde es geändert. Da dies aber und solange es nicht möglich ist, sündet man sich damit ab, man erträgt es geduldig, ohne jedoch dem Gegenstande irgendwie näher zu treten, oder gar ein auf gegenseitiges Nachgeben gegründetes Bündniß zu schließen. Geschieht Letzteres, so ist das Stadium der Duldung bereits überschritten und der Anerkennung gewichen.

Diese Anerkennung ist aber in religiösen Differenzen nichts anderes, als das Aufgeben unserer eigenen Ueberzeugung oder mit anderen Worten ein Glaubens-Abfall. Ich kann nicht zu gleicher Zeit glauben, daß der Papst der Stellvertreter Christi ist, oder mit den Protestanten annehmen, daß er ein göttlich Recht für sich in Anspruch nehmender Usurpator, daß er Antichrist ist. Es ist nicht möglich, hier einen Mittelweg einzuschlagen und beide Ansichten mit einander zu verschmelzen. Entweder ist er das Erste, oder das Zweite. Ein Drittes gibt es nicht.

Der fundamentale Unterschied zwischen der katholischen Kirche und den andern „Denominationen,“ wie man sie hier zu Lande nennt, besteht darin, daß der Katholik in seiner Kirche ein von Gott selbst errichtetes, vom heiligen Geiste geleitetes unfehlbares Lehramt anerkennt, dessen Lehren und Entscheidungen er sich in demüthigem Gehorsame unterwirft, während der Protestant unter Verwerfung dieses Lehramtes seinen eigenen Verstand auf den Thron Gottes erhebt, und in sich selbst allein die Quelle seiner religiösen Ueberzeugungen findet.

Sinen tiefer in das ganze Denken und Handeln des Menschen einschneidenden Gegensatz können wir uns kaum denken. Alle persönlichen, gesellschaftlichen und Familienverhältnisse werden auf das峻igste dadurch berührt. Sobald der Katholik in irgend einer Glaubenslehre oder Sittenvorschrift von seiner Kirche abweicht, gibt er einen Theil seines Glaubens preis, und hört damit auf, Katholik zu sein. Auch ist ein Bekenntniß des Glaubens nicht hinreichend, wie jener holländische Arzt es machte, der erklärte, „er glaube Alles, was die katholische Kirche lehre, ob es wahr sei oder nicht,“ sondern Alles muß dem Katholiken wahr sein, weil er Gott mehr glaubt, als sich selbst.

Es kann deshalb auf katholischer Seite keine Toleranz, keine Duldung in dem Sinne geben, daß der Katholik protestantische Lehrbegriffe ganz oder theilweise sich zu eigen macht, sondern er muß auf jedem Jota und jedem Punkte seines Glaubens bestehen, und seine Duldung Andern gegenüber ist nur das geduldige Ertragen ihres von ihm mißbilligten Irrthums, so lange sie es vorziehen, im Irrthum zu verharren. Wird er aber von Andersgläubigen über seinen Glauben befragt, so soll er laut und deutlich das mit dem Munde bekennen, was er im Herzen glaubt und nicht durch Abschwächung seines Glaubens den Schein erwecken als schäme er sich desselben. Das ist nicht Toleranz, es ist der Verrath des Judas.

Hierin fehlen viele Katholiken schwer. Wenn z. B. ein Andersgläubiger über die Marienverehrung witzelt und spottet, so soll der Katholik weder schweigen noch durch verlegenes Lächeln ihm Recht geben. Sage ihm in diesem Falle, daß du es von ihm nicht anders erwarten könntest, da ja seine eigene Mutter eine Heze sei, und wenn er dann auffährt, mache ihm begreiflich, daß du eine Beleidigung deiner Himmelsmutter ebenso wenig duldest, wie er sich die Beleidigung seiner Mutter gefallen läßt, und er ist zum Schweigen gebracht.

Die katholische Kirche hat mehr als dreimal so viele Bekenner, als alle protestantischen Sekten zusammen, und wenn wir Protestanten und Schismatiker zusammen nehmen, sind wir immer noch die Zahlreichen. Auch klagt eine wissenschaftliche protestantische Zeitschrift Deutschlands, daß man sich heutzutage immer an katholische Quellen wenden müsse, um das Neueste und Gründlichste an Wissenschaft zu finden. Wir haben also keinen Grund, hinter dem Berge zu halten, und wenn ein Katholik einem dummen Schwäger zu Liebe sich scheu in die Ecke drückt, statt für seinen Glauben mannhaft einzustehen, so ist das elende Feigheit—Feigheit und Verrath, aber nicht Toleranz.

Gerade wie der Wille des Menschen durch den Verstand bestimmt wird, so das Sittengesetz durch den Glauben, denn die christliche Sitte ist nichts Anderes, als die aus den Glaubenslehren gezogene praktische Schlußfolgerung. Wo deshalb die Lehre selbst irrig ist, müssen die daraus gezogenen Folgerungen nothwendig irrig sein. Die Protestanten haben glücklicherweise die letzten Folgerungen aus ihren Glaubenssätzen nicht gezogen, und dadurch wurde sehr viel Unheil in der Welt verhindert, sie konnten aber trotzdem nicht allen Consequenzen ihres Irrglaubens entgehen, und die Folge davon ist, daß, wie sie in Glaubenssachen keinen Lehrer über sich erkennen, so sie auch in der Sittenlehre keinen Richter anerkennen. Dadurch wird jeder Act von Unsitlichkeit die Thüre weit geöffnet und in demselben Maße, in dem der Glaube zerfällt, verwirrt sich die Sitte, daß der protestantische Philosoph Niezche sagen kann: Weil ich an keinen Gott glaube, glaube ich auch an keine Moral, denn eine Moral ohne Gott ist unmöglich.

Diese Schlußfolgerung ist richtig. Es gibt keine Antwort auf das Warum? des Gewissens, wenn es keinen Gott gibt. Vor ca. 12 Jahren las ich in einer methodistischen Kirchenzeitung die Frage eines Abonnenten: Ob die 10 Gebote im Chri-

stenthum noch verpflichten, mit „Nein“ beantwortet. Nehmen wir aber die Gebote Gottes aus unserer Sittenlehre, was bleibt übrig?

Auf solche abschüssige Bahnen kann der Katholik nicht folgen. Es gibt für ihn nur ein Entweder—Oder, aber kein Compro-miß. Und emanzipirt sich der Katholik von den Vorschriften seiner Kirche z. B. in Betreff des Fleischessens am Freitag, des Besuches schlüpfriger Schauspiele, des Verfühmens des Gottesdienstes, der Mißhehe und Ehetrennung und Aehnliches, so hat er nicht nur den Andersgläubigen damit ein Zugeständniß gemacht, sondern zugleich seinen Glauben verrathen und seine Seele verkauft.

Die wahre Toleranz in dem heutigen Sittenverderbniß besteht nicht darin, daß man mit den Wölfen heult, sondern darin, daß man für die Verblendeten betet, und durch das eigene gute Beispiel dem schmutzigen Strom einen Damm entgegenzusetzen strebt. Die sogenannten toleranten Katholiken sind krank an der Seele. Sie leiden an Menschenjucht, Indifferentismus und Liberalismus, und diese Dinge sind Kezerei.

Es läßt sich leider nicht leugnen, daß es viele Katholiken gibt, die auf diese Weise auf beiden Schultern tragen wollen und ihre Religion von dem praktischen Leben zu trennen suchen, katholisch sein wollen in der Kirche und bei ihren Gebeten, in allem Uebrigen aber mit der Welt gehen, als ob der Christ sich von den Menschen trennen ließe. Ebenso ist es in der Politik.

Die hier beliebte Phrase, daß der Staat allen Religionen gegenüber gleichgültig ist, keine begünstigt und keine befeindet, ist in der Wirklichkeit eine grobe Lüge, wenn man unter Staat nicht nur den abstrakten Begriff, sondern den lebenden Mechanismus der Regierung versteht. Ist es nicht eine Thatsache, daß kein Lauschein dem Katholiken im öffentlichen Leben stets im Wege steht, und daß seine Feinde ohne die Republik von der katholischen Kirche

ausgesetzt sei! Und werden nicht Gesetze gemacht, die nur der Zurücksetzung des Katholiken im öffentlichen Leben und der Vernichtung seiner katholischen Schulen dienen? Kann ein Katholik unter diesen Umständen ohne Verrath an seiner Kirche neutral bleiben, d. h. tolerant sein?

Warum soll z. B. der Katholik sich nicht an den öffentlichen Schulwahlen betheiligen, da er doch in ungerechter Weise für diese Schulen besteuert wird? Warum soll er nicht, so weitmöglich, Glaubensgenossen in die Schulbehörde wählen, um auf diese Weise der beliebten Verschwendung Einhalt zu thun und zu verhindern, daß die öffentliche Schule zur Angriffswaffe gegen ihn würde? Von dem Katholiken in solchen Angelegenheiten zu verlangen, daß er tolerant d. h. unthätig sei, ist nichts anderes, als zu verlangen, daß er die ihm von der Verfassung garantirten Rechte bei Seite lege, damit die Gegner um so ungestörter an seinem Ruin arbeiten können.

Uebrigens ist der Katholik verpflichtet, vorgeschlagene Gesetze nach ihrem Inhalt dem christlichen Sittengesetze gemäß zu prüfen, und gegen jedes Gesetz zu stimmen, das sich in diesem Lichte als unbillig zeigt. Dies ist eine schwere, und folgenreiche Aufgabe in einer Zeit, wo sich die Begriffe von Recht und Unrecht so verwirrt haben, und wo die Völker allmählig wieder zu dem heidnischen Staatsbegriffe herabgesunken sind. Aber die Aufgabe muß erfüllt werden, sonst macht sich der Katholik zum Mitschuldigen an all den Greueln und Ungerechtigkeiten. Toleranz kann es da nicht geben, denn sie würde ein Aufgeben frommer Sitte bedeuten.

Nicht das vom Winde hin und hergetriebene Rohr bleibt im Sturm aufrecht, sondern der gesunde Stamm, der tief im Boden seines Glaubens wurzelt und dort seine Widerstandsfähigkeit findet. Es ist wahrlich hohe Zeit, daß die Katholiken zwischen ächter und unächter Toleranz unterscheiden lernen, und ohne auf das Geschrei Anderer zu achten, der unmächtigen Toleranz in männlichem Muthe die Stirne bieten.

Haben wir so die unmächtige Toleranz beleuchtet, so bleibt die Frage übrig: In was besteht denn die ächte Toleranz?

Die Devise des heiligen Augustinus dient uns als Bestimmung: In Nothwendigen Einheit, im Zweifelhaften Freiheit, in Allem Liebe.

Wo Dulbung ein Abweichen von katholischer Glaubens- und Sittenlehre bedeuten würde, da gibt es keine Toleranz, sondern nur mannhafteß Ringen für Wahrheit und Recht, und das leuchtendste Beispiel hierfür ist das deutsche Centrum.

Es gibt hunderte von Fragen, die gleichgültig sind (vom moralischen Standpunkte aus) und in welchen auch unter den verschiedensten Katholiken verschiedene Ansichten herrschen können. In solchen Fragen wäre ein starcköpfiges Festhalten an persönlichen Ansichten ebenso verwerflich, wie es im ersten Falle geboten ist. Leben und Leben lassen ist hier der Grundsatz. Gegenfeitige, die Leidenschaften entflammende Vorwürfe machen die Sache nicht besser, und Niemand hat Anspruch auf Dulbung seiner Ansicht, der nicht die Ansichten Anderer zu dulden weiß. In solchen Fragen ist auch einheitliches Zusammenwirken mit Andersgläubigen nicht nur thunlich, sondern oftmals geboten, weil der beabsichtigte Zweck ohne diese Mitwirkung nicht zu erreichen ist. Auch sind auf diesem Felde Zugeständnisse möglich und die Handlung des apostolischen Stuhles, der sich so oft seinen Feinden gegenüber bis auf die Grenzen des Erlaubten nachgiebig zeigte, kann als Beispiel dienen.

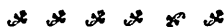
Unter allen Umständen aber ist Liebe möglich, erlaubt und Pflicht. Der Katholik soll nicht anfeinden, weil er angefeindet wird, verläunden, weil er verläundet wird, verfolgen, weil er verfolgt wird. Gleiches mit Gleichem zu vergelten, ist gegen das Gebot Gottes und heidnisch. Nichts verhindert den Katholiken, einem andersgläubigen Nachbarn als Nachbar zu begegnen und ihm Samariterdienste zu leisten, nichts verhindert ihn, Armen beizuspringen, auch

wenn sie nicht seines Glaubens sind. Er ist nicht verpflichtet, den Irrglauben in aggressiver Weise zu bekämpfen, noch auf jede irrthümliche Ansicht zu erwidern, wenn sie nicht ihm gegenüber ausgesprochen ist.

Auch müssen wir bedenken, daß das Gefühl der Abneigung gegen alles Katholische in Tausenden nicht die Frucht von Bosheit, sondern Unkenntniß katholischen Glaubens und Handelns ist. Diese Leute sind der Belehrung zugänglich, und es ist durchaus nicht selten, daß Leute, die uns bitter haßten, bei näherer Bekanntschaft mit einem Priester oder wirklichen Thakatholiken diesen Haß in Verehrung verwandeln.

Hierin besteht die wahre Duldung, daß man ohne Unterschied zwischen Griechen und Barbaren, Herren und Sklaven, Allen gegenüber freundlich und dienstbereit ist und falsche Ansichten, die man nicht ändern kann, ohne Vorwürfe und Abneigung erträgt, wo man aber Einen der Belehrung zugänglich findet, ihn in Liebe und Sanftmuth auf das Unhaltbare seiner Ansichten aufmerksam macht, und so, ohne Proselytenmacherei zu treiben, einen Keim bessern Denkens in sein Herz streut, der sich unter dem Thau der Gnade Gottes dort entwickeln kann.

Solche Toleranz adelt den Katholiken, weil sie der nothwendige Ausfluß seines Glaubens ist.



U n M a r i a .



Maria, schönste Blüthe,
Die in Gottes Garten steht,
Die der Geist der ew'gen Güte
Stets mit Liebesgluth umweht.

Ueber Seraphim erhoben
Strahlest Du am Königsthron,
Von der Gottheit Glanz umwoben,
Ewig mit dem ew'gen Sohn.

Du von allen bist alleine
Aller Schönheit höchstes Bild,
Rose lacht im Purpurscheine,
Lilie zart und wundermild.

Aus des Himmels blauer Ferne
Leuchtest Du in uns're Nacht
Schöner als die Silbersterne,
Goldner als der Sonne Pracht.

Lächelst Frieden mild hernieder
In die Herzen die verzagt,
Tröstest die Gefall'nen wieder,
Wenn sie Dir ihr Leid geklagt.

O Maria, schönste Blüthe,
Du von allen sollst allein
Stern der Liebe, Stern der Güte,
Ewig meine Liebe sein.



Unser Jahrhundert ist sehr anspruchsvoll, und es hat sich verschiedene Namen zugeeignet: es hat sich abwechselungsweise oder zu gleicher Zeit für das Jahrhundert der Aufklärung und des Fortschrittes, des Dampfes und der Eisenbahnen, der Erfindungen und der Electricität, der Scheidekunst und der Mathematik, für das Jahrhundert der Humilität und der Freiheit gehalten. Wird nicht sein Name, der wahre Name, mit dem die Nachwelt es bezeichnen wird, Jahrhundert der heiligen Jungfrau ein?

Jungfrau in den Höhen wohnend
Königin im Reich des Herrn,
Auf den lichten Wolken thronend
Hoffnungsreicher Friedensstern.
Leuchte mir auf meinem Pfade
In des Todes Nacht und Schmerz
Ewigmilder Stern dre Gnade
Leite du mich himmelwärts.

Maira ist's; die uns im Lebensstreit
Errin, jen hilft die ew'ge Siegeskrone!
D'run, laßt uns lieben Esie in Ewigkeit,
Maria, uns're Mutter, mit dem Sohne!

✻ ✻ ✻ **Editorielles.** ✻ ✻ ✻

Ein Rückblick auf die Ereignisse der letzten Vergangenheit.

Die Vorgänge im öffentlichen Leben drängen und verwirren sich, wie der Wellenschlag im erregten Meer. Es ist ein scheinbares Chaos, das blendend und betäubend wirkt, wenn man in Allem nur das Spiel des Zufalls, der Intriguen der Menschen, des blinden Dranges nach Fortschritt und Besserung sieht. Aber wie ganz anders stellen sich im menschlichen Leben — und hier noch mehr als in dem der Natur alle Vorgänge dar, wenn man überall, dem Lichte des Glaubens folgend, ein höheres Willen, die Hand Gottes sieht. Seit Gründung der Kirche kam die Geschichte der Menschheit nur noch einem Endziele dienen, sagen wir es kurz: der Katholisierung der Welt.

Zu diesem Zwecke ertönt jetzt wieder, dringlicher, als je zuvor, der mahnende Ruf zur Einigung der Völker unter dem Panier Christi und seines Statthalters auf Erden.

Diese Stimme von Oben verhallt auch durchaus nicht ungehört, vielmehr scheint es dem denkenden Beobachter, daß gerade in jüngster Zeit alle socialen und staatlichen Verhältnisse sich so entwickeln und gestalten, daß sie dem großen Plane der Vorsehung bewußt oder unbewußt dienen.

Welche Gestaltling haben doch die politischen Ereignisse genommen. Centrum und Brennpunkt aller geistigen Bestrebungen ist doch heute wieder der Papst. Von Rom aus gehen die Fäden der Weltregierung und dorthin leiten sie alle auch wieder zurück. Die politische Lage Europas bietet heute ein anderes Bild, als es die Herrscher der mächtigsten Reiche sich noch vor wenigen Jahren träumen ließen.

Deutschland hat seinen Frieden mit Rom gemacht, und will man der Wahrheit Rech-

nung tragen, dann muß man doch erkennen, daß Kaiser Wilhelm II. den hl. Vater als berufenen Rathgeber und Fürsten der Weisheit anerkennt und ehrt. Er beeeifert sich förmlich, dieser Gesinnung öffentlich Rechnung zu tragen. Das beweist neuerdings wieder der Schutz, den er den katholischen Missionen in China in ostentativer Weise gewährt. Daß dabei auch zu gleicher Zeit die Ehre und das Ansehen der Flagge des Reiches, die Föderung seiner industriellen und commerziellen Interessen erzielt wird, verleiht seinem Verhalten auch einen patriotischen Nimbus.

Wir folgen nicht den politischen Lehren des „Kladderadatsch“, nicht den Harunquien der liberalen Schwäger, und wenn wir auch nicht jedes Wort des Rede-Kaisers unterzeichnen, so können wir doch Manches andere an ihm entschuldigen, weil wir in ihm den ritterlichsten Verfechter von Autorität und Recht gegenüber den maßlichen Intriguen und offenen Fehden der revolutionären Sturmläufer in Europa sehen und achten. Kaiser Wilhelm ist untreitig die größte und meist versprechende Capacität unter den derzeitigen Regenten der Welt.

Der russische Czar hat ebenfalls freundschaftliche Fühlung mit dem Vatikan genommen und sein in Aussicht gestellter Besuch am päpstlichen Hofe wird auch diesen Herrscher dem Papste persönlich näher bringen. Schon durften die verbannten Bischöfe und Priester aus Sibirien's Eiswüste heimkehren und die Regelung der römischen Hierarchie im russischen Reiche vollzieht sich im Einverständnisse mit der Curie.

Deutschland und Rußland aber scheinen providentiell berufen zu sein, die Vorkämpfer und Bannerträger des Christenthums in Continenten zu sein, in welchen Hunderte von Millionen Menschen noch der Erlösung und der Segnungen durch den wahren Glauben harren.

Daß eine entente cordiale zwischen den Regierungen beider Reiche besteht, ist sicher, und daß diese nur wohlthätig wirken kann, läßt sich erwarten. Das erste Heil, das sich mit politischer Nothwendigkeit aus ihr ergibt, ist der Weltfrieden. Mußte doch selbst Frankreich seinen Revange-Gelüsten gegen den germanischen Nachbar entsagen, um ebenfalls ein Mitrieter Rußlands werden zu können.

Oesterreich und Italien, die beiden Genossen im Dreibunde, werden nur mittelbar an der großen Politik Theil zu nehmen haben. Das ist gut. Denn die älteste und jüngste Großmacht Europas haben einen Regenerations-Prozeß in Aussicht, dessen Ausgang über ihre künftige Stellung im Fürstenrathe Europas bestimmen wird.

Direkt gefährdet scheint durch diese Coalition nur Großbritannien. Dasselbe geht zur Zeit dornenvolle Wege. Diplomatische Schlappen und militärische Niederlagen scheinen sich für es zu einer unheilvollen Kette zu schlingen. Wir erinnern nur an Armenien und Venezuela, an Transvaal und China von Tunis und Sudan, an die Behringsfrage und Hawaii, an seine Mißerfolge in seinen Beziehungen zur Ver. Staaten Regierung, an den Rückgang seines Welthandels und an die großen Arbeiter-Misstände, welche seine heimische Industrie schädigen. Allem Anscheine nach geht „die Herrscherin der Meere“ einer düsteren Zukunft entgegen, zumal in Großbritanniens großen Colonial-Ländern, in Canada, Indien und Australien, der Geist der Seccession lebt und immer mehr erstarkt. England wird durch Tage des Unglücks zur Quelle der Wahrheit zurück geführt werden, der es sich in den Tagen des Uebermuthes und seines Weltmacht-Dünkels entfremdet hat. Dann wird auch für die vielen Millionen, welche durch England nicht nur in politische, sondern auch in geistige Banden geschlagen wurden, der Oftertag der Freiheit kommen, und das Volk des Mutterlandes wird sich wieder der großen Traditionen seiner katholischen Geschichte völlig bewußt werden.

In den Vereinigten Staaten wandelt die Politik auf den Schleichwegen und Quer- und Kreuzzügen der Parteien. Präsident McKinley's letzte Botschaft brachte keine neuen Ideen. Der Lösung der Währungsfrage geht er aus dem Wege, bis sie ihm gelegentlich der nächsten Campagne wieder gegenüberstehen wird. Der Cuba-Frage trägt er dieselbe Vorsicht entgegen, die den Präsidenten Cleveland und seinen Premier Olney auszeichneten. Wohl mit Recht, denn der Cuba-Schwindel der Jingo's hat kläglich Fiasco gemacht. Dem hyper-patriotischen Sensations-Humbug hat das Werk von George Brownson Rea "Facts and Fakes about Cuba" allen Boden entzogen. Das Buch ist im Verlage von George Munro's Sons zu New York erschienen und die unwiderleglichen Schilderungen der Kriegsführung auf Cuba durch den „Feld-Correspondenten des N. Y. Herald“ werden den Cuba-Fanatikern im Congreß die Rölhe der Scham auf die Stirne malen, wenn da überhaupt nach Platz für solche Deforation ist. Hier einige Sätze aus den Mittheilungen des Herrn:

„Auf einer seiner Reisen nach Cuba mußte Herr Rea einige Tage in Key West verweilen und traf dort nicht weniger als dreißig Korrespondenten 'amerikanischer Zeitungen, die fortwährend ausführliche Berichte vom Kriegsschauplatz abschickten.

„Ein beträchtlicher Theil des Buches, vielleicht der interessanteste, enthält die Ueberschriften der Artikel, welche in New Yorker Zeitungen erschienen und große Siege der Insurgenten verkündeten. In jedem einzelnen Falle beweist Herr Rea, daß die Behauptungen vollständig unbegründet waren; daß die Führer, welche angeblich große Erfolge errungen hatten, Hunderte von Meilen von dem Schauplatze ihrer gemeldeten That entfernt waren; daß Städte, welche die Cubaner eingenommen haben sollten, niemals von ihnen betreten wurden u. s. w. Und solche Berichte lieferten die Grundlage, nicht nur für feurige Reden solcher verbobelter Jingo's wie Senator Mor-

gan, sondern für die dem Staatsdepartement in offizieller Weise unterbreiteten Gesuche um Anerkennung der Insurgenten als kriegsführende Macht.

„Die Insurgenten waren es, welche die Verwüstung der Insel begannen, die Plantagen zerstörten und ganze Quadratmeilen von Zuckerrohr verbrannten. Ihr Weg wurde durch Flammen und Rauch gekennzeichnet. Sie trieben die Pacificos in die Städte, weil sie wünschten, Noth zu erzeugen und die Hülfquellen der Spanier zu erschöpfen. Die Spanier, auf der andern Seite, thaten ihr Möglichstes, um die Flüchtlinge zu erhalten, und ernährten Tausende von Weibern und Kinder, deren Gatten und Väter mit den Insurgenten fochten.“

„Unsere Leser werden sich erinnern, daß in amerikanischen Zeitungen viel von dem „Tod bringenden Machete“, den cubanischen Amazonen und den, in den Reihen der Insurgenten fehlenden Amerikanern erzählt worden ist. Herr Rea verweist alle diese Berichte in das Reich der Fabel.“

Was Grausamkeiten anbelangt, so behauptet Rea, daß die Insurgenten weit blutdürstiger sind, als die Spanier.

Damit ist das Verbrechen Amerikas gegen Spanien moralisch gerichtet. Für das katholische Mutterland Amerikas mögen aber noch weitere Prüfungen im Schoße der Zukunft liegen, während Königin und Volk sich heute schon der Niederwerfung der Insurrektion auf den Philippinen erfreuen können.

Herr McKinley weiß eine andere Ziel-scheibe für annexationslustige Politiker: Hawaii. Die Interessen der amerikanischen Monopolisten und Blutsauger machen einen Erwerb dieses Kleinods des Pacific wünschenswerth, der überdies romantische Verwickelungen nach Asien hin für die Zukunft verspricht. Die Eingeborenen haben aber gar keine Sehnsucht nach Onkel Sam, der hinwieder wenig Abscheu vor ihrem Ausjaß hegt.

Mexico soll Verlangen haben nach dem amerikanischen Staats-Schulen-System

und hat bereits seinen Vertreter in Washington angewiesen, die nöthigen Studien zu machen, um über die Sache Vorschläge unterbreiten zu können.—Dies sind seltsame Früchte der Freiheit der Liberalen, die Staat und Land nur zu einer großen Kaserne nach dem bekannnten Laugham des „Großmeisters der Welt“ machen wollen. So geht der Staat auf den ausgetretenen Pfaden des Socialismus, die schließlich consequenter Weise nur im Communismus enden können. Diese Bahnen—weitab von Gott und o'ne Gott—können unmöglich aufwärts führen. Dies ist eine Sorte Demokratie, die nothwendig in Anarchie aufgehen muß. Noch weniger Rühmliches läßt sich aus den Räuber-Republiken des Südens sagen und aus Brasilien, das auch seit dem Tage der Freiheit an Hallosität und Zerfahrenheit krankt.

Die Verfolgung der Kirche, der Raub des Kirchengutes, die Entrechtung der Familie, das sind Verbrechen, deren Rache Gott selbst übernimmt, und vor welchen sich die „freien Staaten“ der Neuen Welt hätten bewahren können, wenn sie es verstanden hätten, aus der Geschichte der „Tyrannenstaaten“ der Alten Welt die gute Lehre zu ziehen.

„Das Vaterland“ in Wien, Oesterreich, widmet der „Rundschau vom Berge Kar-mel“ eine freundliche Notiz und schließt dieselbe mit den Worten: „Das vorliegende erste Heft läßt das Beste hoffen und dem Unternehmen ist ein feiner Leistungen entsprechender Erfolg zu wünschen.“

Herrn Christian Römer in Appleton, Wisconsin, sind wir für freundliche Zusendung des „Fest-Blatt“ der 6. Staatsversammlung der D. R. R. Unterstützungs- und Jünglingsvereine von Wisconsin zu Dank verpflichtet.

Die erste Nummer des Fest-Blattes, welches im Interesse der in der Pfingstwoche des nächsten Jahres in Appleton stattfindenden Staatsversammlung der D. R. R.

Unterstützungs- und Jünglings-Vereine von Wisconsin herausgegeben wird, ist in 12,000 Exemplaren gedruckt worden und an die verschiedenen zum Staatsverband gehörenden Vereine zur Vertheilung unter die Mitglieder versandt worden. Dieser ersten Nummer werden noch drei weitere von gleicher Auflage folgen, und zwar die zweite Ausgans Januar, die dritte Mitte März und die vierte Anfangs Mai.

Diese erste Nummer des Festsblattes enthält auf der ersten Seite ein Gedicht, „Fest Gruß“, dann folgen: „Einladung des Festcomites zur sechsten Staatsversammlung des Staatsverbands der D. N. K. Unterstützungs- und Jünglings-Vereine von Wisconsin“; Beschreibung der Feststadt Appleton; Gedicht von F. G. Klein von Burlington, Wis., „Wie ein Katholischer Vereinsmann sein soll“; „Ebbes lieber de Konventschon-City“ (humoristisch); „Einigkeit macht stark“; „Der Krankenbruder“; Gedicht, „Des Priesters Heimath“, und anderer interessanter Lesestoff, nebst einer Anzahl von Abbildungen von Wasserkräften und anderen Scenerien in der Feststadt, sowie eine Masse Geschäfts-Anzeigen. Das Blatt wird unter Leitung des Festpräsidenten Christian Römer, Herausgebers und Redakteurs des „Appleton Wecker“, in seiner Druckerei herausgegeben.

Allen Lesern und Freunden der „Rundschau“ ein glückseliges Neues Jahr. Möge Gottes reichste Gnade aus den Händen „Unserer lieben Frau vom Berge Karmel“ auf jedes Heim und jedes Herz hernieder thauen.

„Sänti, Santa Klaus, Kris-Kinkel“ u. i. w., u. i. w., so und ähnlich lauteten die Schlagwörter während der letzten Woche, am und mit Beziehung auf den Christbaum. Wie sich doch die im Glauben lau und kalt gewordene Welt abmüht, unfruchtliche Worte und nichts sagende Bilder zu schaffen, um damit aus Kinderstube und Familie und Gesellschaft die Wahrheit zu

bannen. Die göttlich-schöne Geschichte der erhabensten Erscheinung im Leben der Welt wird verdunkelt, entstellt, wird zur Sage gemacht; das liebe Jesukind, seine Armuth und Liebe wird den Blicken der Jugend entfremdet!

Das sind die Huldigungen, die der gottentfremdeten Zeitgeist der Mode macht.

Christliche Vater, fromme Mütter! verschließet eure Kinderstube und euer Haus diesem Humbug, denn mit ihm zieht der erste Hauch des Lasters des religiösen Indifferentismus und der charakterlosen Liberalität in die zarten Herzen der Kinder ein.

Die Geschichte von Bethlehern, ist das heiligste und ehrwürdigste Ereigniß im Reiche der Zeit. Sie ist nicht Völkersage, nicht Legende, noch weniger ein Märchen; sie ist Wahrheit! Die Menschwerdung des Sohnes Gottes ist Grundstein und Mittelpunkt und Schluß der Weltgeschichte. Denn seit dem Tage von Christi Geburt hat die Geschichte nur noch die eine Aufgabe zu erfüllen: die Welt zu christianisieren, sie für Christus zu gewinnen. Darum knien wir an der Krippe anbetend nieder, weil Gott selbst darin ruht, der Verheißene des Alten Bundes, die Erfüllung des Neuen. Darum führen wir die lieben Kleinen in den Stall von Bethlehem, weil dort das Licht der Welt erschienen ist, das selbst in das ärmste Kindesherz einen Strahl der Freude und des Glückes wirft. Hier muß das Kind lernen, zu glauben, zu hoffen und zu lieben, brav zu werden und fromm, um dann dem göttlichen Kinde auf seinem ferneren Lebenswege nachzufolgen und zu dienen.

Darum muß die Weihnachtsfeier in der Familie, das Krippenfest im Hause vor allem einen religiösen Charakter tragen.

Nicht die Masse und der Werth der Geschenke, welche im Kerzenglanze des Christbaumes ausgebreitet liegen, bestimmen den Charakter und Segen der sinnigen Feier, sondern der Geist der Andacht und Demuth, der Liebe und der heiligen Freude, welcher den Herzen der Familien-Mitglieder aus dem heiligen Bilde entgegenweht.

Und jetzt, nach Weihnachten, soll die fromme katholische Mutter nicht aufhören, den Kindern vom lieben Jesulein Kunde zu geben. Gerade jetzt soll sie in alltäglicher Unterhaltung ihre Kleinen in das stille, gesegnete Haus von Nazareth führen, wo Jesus seinen Eltern unterthan war und zunahm an Weisheit und Gnade. Hier ist der Kindergarten katholischer Erziehung, hier das Beispiel der Jugend.

Ein Heim ohne diese gesegneten Betrachtungen ist ein glaubens- und liebeleeres.

Wer diesen Schatz geistiger Jugend-Eindrücke seinen Kindern nicht einprägt und den Kindern als Vermächtniß für ihr ferneres Leben vermachet, der hat veräußert, ihnen das beste Erbgut zu geben.

Denn wer im späteren Leben der Heimath und des Elternhauses in Dank und Liebe gedenkt, der kehrt namentlich am Weihnachtstage wieder zu den Erinnerungen der hohen Kindheit zurück. Und nicht Wenigen ist gerade der Born dieser Erinnerungen nach Gottes gnädiger Fügung wieder Ursache geworden, selbst in allen Tagen und nach einem gottensfermdeten Leben, wieder zurückzukehren zum seligen Glauben der Kindheit, wieder Heimkehr zu halten zum Gott der Jugend, zum lieben Jesukinde in der Krippe, bei dem allein alles Heil für Zeit und Ewigkeit zu finden ist.

Die Blumen im Garten Gottes, im Menschenherzen, die blühen auch im Winter, mag es draußen noch so sehr wettern und türmen, schneien und hageln. Die Rose des Glaubens, die Lilie der Reinheit, das Veilchen der Demuth, das Bergißweinnicht der Hoffnung, die Myrthe der Andacht, das Immergrün des Gott-Vertrauens, die sprießen und duften gar herrlich in der Seele, von Mutter Hand gepflanzt, vom warmen Hauche eines heiligen Familienlebens umweht, von dem Lichte der Kirche umleuchtet.

Am verflohenen 21. December waren es 300 Jahre, daß der Selige Canisius sein

heiliges Leben beschloß. Deutschland ehrte das Andenken an seinen kirchlichen Reformator und Apostel durch imposante Jubiläumss-Feierlichkeiten. Die Söhne des hl. Ignatius begingen den Gedächtnistag, wo immer sie ansäßig sind. Ist der Heilige doch einer der Ihrigen. Auch in Amerika wurden wir so Zeugen dieser frommen Festlichkeiten. Danken wir es ja der Ungnade Bismarcks und der Gnade der Vorsehung, daß wir seit den Tagen des deutschen Kulturkampfes auch eine deutsche Jesuitenprovinz in den Ver. Staaten haben. Wo immer die Hochw. Väter des Ordens sich nie dergelassen haben, fand ein Tribunal zu Ehren des Seligen statt. Im Canisius-College zu Buffalo wurde daß Fest besonders großartig begangen; denn es fand in der St. Michaelskirche und unter Beiwohnung der ganzen Gemeinde statt. An jedem Abende wurde eine Festpredigt gehalten und der Schlußfeier wohnte selbst der Hochwürdigste Herr Bischof Quigley bei. Auch hierzulande widmeten Kunst und Literatur dem Heiligen Ruhmeskränze. So weihte ihm P. Paulus Matthies, S. J., den folgenden, von Rev. L. Bonvin, S. J., nach einer alten Melodie musikalisch harmonisirten herrlichen

Feit = Hymnus.

Wilde rauhe Stürme zehren
Durch die deutschen Gauen weit,
Und verwüstheten die Fluren,
Die geprangtin Fruchtbarkeit.
Bei dem Wajfenlärm, dem lauten,
Lag der Kirche Acker brach;
Wo die frommen Väter bauten,
Schlich des Irthums Sämann nach.
Leppig wuchert seine Saal,
Doch des Landes Reiter nah.

Schlt zu Rom an Petri Grabe
Spricht ihm Gott Vertrauen ein,
Und er greift zum Pilgerstabe,
Seine Heimath zu befrei'n.
Auf den steilen Alpenwegen
Lenkt die Liebe schnell den Schritt
Und des Patriarchen Segen
Zieht zum fernem Norden mit.
Alle Feinde halten Rat,
Als Canisius sich'nath.

Lass' dein Donnerwort erschallen
Wider Sünd und Gnadenraub!
Lass' des Irrthums Banner fallen
Vor dem Kreuze in den Staub!
Wie Gewitters Horneswolken
Schrecket Wahrheit bösen Rath,—
Doch wie schnell legt sich dein Grollen,
Wenn ein Sünder Buße thut!
Licht und lieblich wird der Pfad,
Wo Canisius sich naht.

Zu der lautren Weisheit Bronnen
Führtest du dein Volk zurück;
Was dein Eifer einst begonnt,
Ist noch heute unser Glück
Gottes ewige Geheiß
Nießt zum Zeugniß du herbei
Und der Hölle Todesneße
Schlug dein Geisteschwert entzwei.
O, erhalt' uns deinen Rath,
Wenn sich Leid und Fährniß naht.

Wollen stets mit Herz und Munde
Zu der e i n e n Wahrheit seh'n,
Wohnen auf dem Felsenrunde,
Auf der e i n e n Hirten seh'n.
Sib, daß wir uns dankbar freuen
Ob des Friedens süßem Gut,—
Soll sich dann der Krieg erneuen,
Sib uns deinen Kampfesmuth.
Freudig schreiten wir zur That,
Wo Canisius sich naht.

**Eine Weihnachtsbitte und ein Neujahrs-
Gruß aus China an die Leser der
„Rundschau.“**

Chouang-kia-tsan, den 19.
September 1897.

Inständige Bitte an die Leser der
Rundschau

Einen Hülfseruf, einen Nothschrei sende ich zu dir, lieber Leser! Dieser Nothschrei kommt aus weiter Ferne, aus dem großen, gottverlassenen chinesischen Reiche. Der ihn schickt, ist ein armer Franziskaner-Missionar, welcher in diesem Reiche auf Geheiß seiner Obern den hl. Glauben verbreitet. Durch entsetzliche Regengüsse und Ueberschwemmungen habe ich 4 meiner Kirchen ganz oder theilweise verloren. Zwei sind eingestürzt, eine muß eingestürzt werden und eine vierte bedarf einer vollständigen Restauration, wenn ich nicht will, daß sie in Jahresfrist ein Schutthausen werden soll. Traurig

über die Maaßen stehe ich bei den Trümmern und möchte am Liebsten mit Jeremias die Klageslieder anstimmen. Doch was würde das helfen? Die Kirchen blieben ein Schutthausen, und meine Herde ohne einen Ort, in dem sie den Herrn des Himmels anbeten könnte. Bereits habe ich den Kirchenbau an den vier Orten begonnen aber nun sind mir die Mittel zum Weiterbau ausgegangen. Darum dieser Hülfseruf an die Leser der Rundschau Möchten doch Alle auf ihn hören und durch ihn zur werthhälligen Hilfe angefeuert werden. Habt Erbarmen mit mir und meinen Gläubigen, oder besser mit unserem Gotte, der hier keinen Platz mehr hat, wohin er sein Haupt legen kann. Ich muß über dem Allere Deltuch ausspannen, um zu verhindern, daß der Regen in den Kelch tröpfelt und die hl. Gewänder beschmutzt. Als das göttliche Kind in der Krippe lag, hatte es eine Beschützerin in seiner hl. Mutter, werdet Ihr, liebe Leser, Beschützer des Gottesjohnes dadurch, daß Ihr ihm hier im Heidenlande eine Krippe in Gestalt eines Kirchleins errichtet. \$6,000 brauche ich, um die vier Kirchen wenigstens im Rohbau fertig zu stellen. Eine große Summe, aber wenn alle Leser der Rundschau ihr Möglichstes thun, dann werde ich schon einen guten Theil der nothwendigen Bau Summe erhalten. Die Kirchen sind geweiht 1) der Unbefleckten Jungfrau von Lourdes; 2) der Schmerzensmutter; 3) dem hl. Franciscus und 4) dem hl. Antonius. Diese hl. Patronen klopfen mit mir an eure Thüren und Betteln mit mir um ein Almosen für das göttliche Kind. Erhöret unsere gemeinschaftliche Bitte, und lindert unseres Gottes und unsere Noth. Gott in seiner Güte soll's reichlich vergelten! Wir werden nicht aufhören den Segen Gottes auf die herabzusehen, die uns in unserem Glende beigestanden haben. Ich wünsche allen Lesern ein recht gnadenreiches Weihnachtsfest und ein glückseliges Neujahr! Möge das göttliche Kind alle gegen mit der ganzen Fülle seiner Gnaden das wünscht von Herzen

P. Athanasius Götte, O. S. F.,
Apostolischer Missionar von Shen-si, China.
Milde Gaben wolle man senden an die Redaktion dieses Blattes. Wir werden für den Empfang jedes, auch des kleinsten Beitrages in der „Rundschau“ Quittung geben.

„Das arme Herrle.“

Ein psychologischer Versuch.

Von P. Paul Matthies, S. J., Prairie du Chien, Wis.

Alle Rechte vorbehalten.

Erstes Kapitel.

Im Schatten des Todes.



Merken, der alte Hausmeister von Schloß Fernau, trat leise in das große Balkonzimmer, in welchem seine Herrin die Morgenstunden zuzubringen pflegte, wenn sie las oder ihre Correspondenz erledigte.

„Frau Baronin,“ meldete er, „es ist gegen zehn Uhr. Fris hat vom Thurm aus den Zug bereits über das Neustädter Viadukt fahren sehen. Ich sollte Frau Baronin ja Bescheid sagen . . .“

„Es ist gut“ versetzte die Angeredete und hob ihre Briefschasten auf dem kleinen Ebenholzschreibtische zusammen. Der Hausmeister stand ehrerbietig an der Pforte:

„Haben Frau Baronin sonst noch Befehle?“

„Wer holt meinen Gemahl von der Station ab?“

„Wierle geht mit der Victoria.“

„Ist er schon fort?“

„Nein, Frau Baronin. Aber ich sah ihn aufspannen, er muß jeden Augenblick vorbeifahren.“

„Gehen Sie schnell. . . er soll fünf Minuten warten. . . ich fahre mit.“

Der Hausmeister gab sich Mühe, sein Erstaunen zu verbergen:

„Sehr wohl, Frau Baronin. Soll Wierle unten vor der Terrasse halten?“

„Ja. Sagen Sie Bertha, sie solle mir sofort meinen Sommerhut und das leichte, perlgraue Tüchchen bringen. Ich fahre im Morgenanzug, weil ich keine Zeit habe, erst Toilette zu machen. Aber schnell, bitte.“

„Sehr wohl, Frau Baronin.“

Ehe Merken ging, warf er noch einen scheinbaren Blick auf eine Ecke, wo ein bequemer Lehnstuhl im Halbdunkel der vorgezogenen Fenstervorhänge stand. Dann verschwand er aus dem Zimmer. Die Baronin, eine mittelgroße Gestalt mit schönen, aber bläulichen Gesichtszügen, erhob sich von ihrem Sitze. Man sah ihr auf den ersten Blick die Südländerin an. Sie mußte vor ein paar Jahren sehr anziehend gewesen sein; jetzt war sie bereits in den Jahren, in welchen Frauen ihrer Nation zu einer gewissen Corpulenz neigen und die frühe Lebhaftigkeit des Ganges und die Grazie der Bewegungen oft gegen eine auffallende äußere Ruhe und scheinbare Müdigkeit eintauschen. Francesca von Fernau war allerdings noch eine jugendliche Frau, und wer hieran hätte zweifeln wollen, den hätte das Feuer ihrer großen schwarzen Augen leicht die Wahrheit gelehrt. Sie ging zu dem Lehnstuhl in der Ecke hinüber, und beugte sich lächelnden Antlitzes über die Gestalt, welche dort fast unbeweglich saß.

„Joseph, Giuseppe!“ rief sie mit weicher, klangreicher Stimme, einmal auf Deutsch und einmal auf Italienisch. Der junge Mann—oder war es ein Knabe?—antwortete nichts, sondern sagte nur mechanisch mit beiden Händen nach dem Haupte der Frau, die sich jetzt noch tiefer niederbeugte und einen Kuß auf die kalte kahle Wange ihres Lieblings drückte.

Ja, dieses unglückliche Wesen mit den blöden, leblosen Augen, war ihr Liebling, ihr Kind, ihr einziges Kind! Sie liebte es mit der ganzen Zärtlichkeit eines Mutterherzens, aber Gott hatte diesem Wesen die

Fähigkeit vermag, solche Gefühle zu erkennen und zu erwiedern. Die wunderbare Leuchte, deren Strahlen uns die Welt mit all ihrer Schönheit erhellen, deren Wärme in unseren Herzen das Feuer der Liebe entzündet, deren Glanz uns in die weiten Gebiete des Wissens und der Erkenntnis eindringen läßt, ja, deren Himmelslicht uns zu Ebenbildern des höchsten unerschaffenen Geistes macht—diese Sonne der Menschennatur war hier in tiefer, hoffnungsloser Nacht gehüllt, und es schien, als solle es nie mehr tagen. Vor zehn Jahren schenkte Francesca della Riva ihrem seligen, jungen Gatten dieses erste und einzige Kind, den Stammhalter des alten Geschlechtes der Jerner von Jernau. Der hoffnungsvolle Sprößling wurde Joseph getauft, auf den Wunsch seiner katholischen Mutter. Damals hatte die Großmutter einigen Widerstand geleistet: sie wollte einen der alten traditionellen Familiennamen: Hermann, Lothar oder Max, wie der Vater des Kindes hieß. Man machte ihr jedoch klar, daß 'Joseph' nicht 'katholisch', sondern 'biblisch' sei, und damit gab sich die alte Freifrau zufrieden. Ihr Sohn, selbst ein liberalster Protestant, that seinem jungen Weibe in den ersten Jahren jeden Gefallen. Ihre Verwandten, ja Francesca selbst, hatten wegen der Mißdehne Bedenken gehabt, aber bei der Braut siegte die leidenschaftliche Neigung zu dem stattlichen, deutschen Diplomaten, der seinerseits um der reichen und schönen Lebensgefährtin willen auf alle Bedingungen der Kirche einging. So wurde Joseph, der noch in Florenz geboren war, von einem Vetter der Baronin, Monsignore La Valetta, getauft, und die Baronin konnte ihren kirchlichen Pflichten eine lange Weile ungehindert nachkommen. Mittlerweile war die alte Freifrau auf ihrem Willkürsitz Jernau in der Pfalz gestorben und das junge Paar zog mit dem dreijährigen Söhnlein nach Deutschland. Dem Baron war ein längerer Urlaub bewilligt worden, nach dessen Ablauf er nicht mehr zur preußischen Gesandtschaft nach Rom zu-

rückzukehren, sondern im Auswärtigen Amte verwendet zu werden hoffte. Joseph gedieh auf Jernau, in der kräftigen, gesunden Landluft, wider Erwarten, schnell und gut. Daß er noch nicht sprechen gelernt, schrieb man dem Wechsel des Landes und der Sprache zu. Die Eltern warteten von Woche zu Woche auf die ersten Laute von den Lippen des geliebten Kindes. Josephs viertes Jahr ging dahin, aber noch konnte der sonst starke Knabe nicht sprechen. Als der Baron nach Berlin reiste, um dort ein neues Amt anzutreten, ließ er die Gattin und das Kind in Jernau zurück. „Wenn ich jetzt nach einigen Monaten wiederkomme“ sagte er beim Abschiede, „wird unjer Prinzchen ganz gewiß dem Papa mit ein paar Worten entgegenlaufen.“ Der Vater kam zum Weihnachtsfest, aber Joseph sprach noch nicht. Da ward der Baron barsch mit dem unschuldigen Kinde, so daß es fortan furchtsam und scheu aus seiner Nähe schlich. Francesca begleitete den Gemahl für die Saison nach Berlin. Zu Joseph's Geburtstag kamen sie wieder nach Jernau. Da war die Zunge des Knaben ein wenig gelöst, aber kein verständliches Wort, keine artikulirte Silbe kam über seine Lippen. Auch der kleine Körper verlor die kindliche Frische und Schwellkraft. Die roßigen Wangen erblichen und das volle Gesichtchen wurde lang und schmal. Man consultirte Aerzte, Spezialisten und Autoritäten. Endlich sprach ein berühmter Patholog das lang gefürchtete, entseßliche Wort. . . die Entscheidung, nach welcher der Baron sein Kind nicht mehr zu sehen wünschte. Zwischen den Gatten kam es zu unendlich traurigen Szenen, und einmal schloß Max von Jernau mit den leidenschaftlichen Worten: „Vor deinen Heiligenbildern knien kannst du. . . aber das Kind, das du mir geschenkt hast, kannst du nicht gesund beten. Es ist eine ewige Schande für meine Familie. Wenn deine Heiligen dir nicht helfen, so verzehne mich wenigstens mit dem Anblicke! des Krüppels.“

Seit diesem Tage lebten Freiherr und Freyfrau von Fernau fast wie geschieden. Er verbrachte fast dreiviertel des Jahres zu Berlin oder in den Luxusbädern, sie lebte jahraus, jahrein auf Schloß Fernau nur mit der Pflege Josephs und einigen schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt. Im Herbst oder Spätsommer, zur Jagdzeit, pflegte der Baron auf einige Wochen nach Fernau zu kommen. Er lud dann zahlreiche Freunde ein, und nach einer Zeit der Anruhe und des Lärmens war die Herren-gesellschaft wieder verschwunden. Joseph war bereits über zehn Jahre und nur körperlich gewachsen, sonst aber, wie es schien, immer stumpfer und häßlicher geworden. Sein Vater hatte ihn vier Jahre lang mit keinem Blicke angesehen. Heute sollte der Baron wieder eintreffen, und die unglückliche Mutter kniete jetzt vor dem Stuhle ihres Kindes, für das sie stets wider alle Hoffnung hoffte und äußerlich heiter zu sein versuchte. Sie wußte, daß der Knabe sie sah, und wenn ihm die Welt des G e i s t e s verschlossen war, so wollte sie wenigstens seinen S i n n e n keine Traurigkeit, keine Häßlichkeit vorstellen. Ob dieser zarte Instinkt des Mutterherzens wirklich einigen Einfluß auf Joseph hatte? Die Baronin gaubte fest daran. Sie wollte bemerkt haben, daß seine Augen, die meist so theilnahmslos in die unbegreifliche Leere starrten, beim Anblick schöner, lieber, glänzender Formen ein wenig Leben zeigten, und daß anderseits häßliche Dinge seine Flügel mit Furcht erfüllten. Das sah sie freilich nur allein, und der Wunsch mochte vor ihrer hoffenden Seele wohl ein trügerisches Irrlicht aufblinmern lassen. Sie redete mit den glücklichsten Worten zu dem Kinde, dessen altes Gesicht auch keine Spur von Verständniß verrieth. Sie gab ihm tausend Schmeichelnamen und sprach ihm allerlei Trostgründe vor: Wie es den Vater nicht zu fürchten brauche, da er doch zu viele andere Dinge im Kopfe habe, um sich um Giuseppe kümmern zu können; wie das Laub draußen im Parke schon beginne, so prächtig bunt zu fallen, wie Bruno, der

Jörstersohn kommen wolle, um mit dem kleinen, armen Baronlein zu spielen; wie Giuseppe gar nicht so arm und so klein sei und wie ihn seine Mutter so lieb habe, daß sie ihn um die ganze Welt nicht von sich lassen wolle. . . . da trat Bertha, die Jose, mit dem Hut und dem Jacket ihrer Herrin in das Gemach.

„Frau Baronin, es ist höchste Zeit.“

Francesca erhob sich von dem Teppich, auf dem sie gekniet und ließ sich schweigend ankleiden. Dann kehrte sie zu ihrem Kinde zurück, küßte es noch einmal und eilte fort, um in ihren Wagen zu steigen. Sie hatte nicht gesehen, was für eine Miene Bertha machte, als sie Joseph den Abschiedsfuß gab. Er schaute jetzt stumpfsinnig auf seinen Schooß und sah ganz laide und alt aus, wie ein verlebter Greis. Ueber seine Kniee war eine graue Decke gebreitet und auf ihr spielten die langen, mageren Hände des Blödsinnigen mit einigen Fäden bunter Wolle, die man ihm hingereicht. „Merkwürdig“ dachte Bertha, indem sie mit einer gewissen furchtsamen Sinnlichkeit näher trat, „immer legt er die grünen und roten Fäden zusammen, schon Tage lang. Es ist, als ob er doch weiß, wie gut sich die zwei Farben zusammenschicken. War! ich will sie ihm 'mal fortnehmen.“ Sie saßte sich ein Herz und that es. Da legte der Knabe wie im Aerger, aber ohne erzürnten Gesichtsausdruck, die übrigen Fäden von seinem Schooß herunter und griff dann nach jenen roten und grünen, die ihm Bertha genommen. Das Mädchen wich ein paar Schritte zurück, aber Joseph reckte sich aus seinem Stuhle vor. Erschrocken eilte die Jose zur andern Seite des Zimmers, aber der Blödsinnige stand auf und folgte ihr, mit den Händen in der Luft umherfahrend und dabei unartikulirte Laute ausstoßend. Er drängte sie in eine Ecke zwischen dem Kamin und dem Schreibtische und ihr wurde angst und bange, denn so lebhaft hatte sie den Knaben nie gesehen. Zitternd gab sie ihm die Wollfäden heraus. Da setzte sich Joseph sofort vor ihr auf den Teppich und

hing, scheinbar ganz befriedigt, wieder an, die Strähne umeinanderzuzuknoten, immer ein Bündelchen rot, mit Grün umwunden, und eines wie das andere. Die fertigen legte er dann in gleichen Abständen wie einen Kreis um sich herum, und es war, als ob ein ganz schwaches Lächeln der Freude dabei um seine dicken, bleichen Lippen spielte. Ohne weiter von ihm bemerkt zu werden, schlich sich Bertha fort und erzählte den Vorfall unten in der Küche.

• „Hab' ich es nicht immer gesagt?“ unterbrach sie Mamsjell Caroline, welche dort nach dem Rechten sah.

„Was immer gesagt?“ fragte Spuhner, der geschäftige Koch.

„Daß der Junge doch nicht ganz ohne Verstand ist.“

„Ja, wenn eine Schildkröte Verstand hat! Haben sie deren Kopf, deren Augen mal beobachtet, Mamsjell?“

„Spuhner, Sie reden von dem Sohne der Herrschaft!“

„Ja, wenn der aber. . .“

„Einerei. Gar kein ‚wenn.‘ Mitleid sollten Sie mit dem armen Weesen haben.“

„Hab' ich auch, Mamsjell. Mach' ich ihm nicht zwei, drei Mal in der Woche die kleinen Zuckerkränzle, die er so gern iszt und so gierig hinunterschlingt. . .“

„Spuhner, haben Sie doch christliches Erbarmen. . .“

„Hab' ich. Aber mehr noch mit unserer Baronin. Die hat eine wahre Hölle.“

Bertha meinte: „Ich begreife nicht, wie sie das aushält.“

Der Koch trat mit einem langen Messer, mit dem er gerade hantirte, an die Sprecherin heran:

„Kann mir's schon denken, daß sie das nicht begreift, Fräulein Lustigsein.“

„Herr Spuhner, ich bitte. . .“

„Um Aufklärung? Sehen Sie, das Geheimniß ist dieses: Die Baronin *b e t e t*.“

„Den ganzen lieben, langen Tag“, fügte die Mamsjell lachend bei.

„So schlimm ist es nicht!“, versetzte der Koch, mit dem Messer fuchtelnd, „aber das

will ich Ihnen doch sagen, Mamsjell: Wenn hier mehr Christenmenschen auf Fernau wären, stünde Manches besser.“

„Wie so? fragte Mamsjell Caroline und warf dem Koch einen gästigen Blick zu.

Herr Spuhner ging statt aller Antwort flötend an einen Unrichtlißch.

Die Jose sagte: „Er will uns alle katholisch machen.“

„Dummes Zeug“ gab der Koch zurück, „ich bin ja selbst nicht katholisch. Aber ich frage Mamsjell Caroline selbst, ob die Baronin nicht hier im Hause das einzige ehrliche und solide Weibsbild ist. . .“ Die Jose fuhr dazwischen:

„Das ist doch empörend, die Frau Baronin Weibsbild zu nennen.“

„Mann, Mannsbild wäre freilich richtiger“, brummte der Koch, „denn die kleine Italienerin hat Mut und Energie im Leibe.“ Dabei schnitt er einen saftigen Schinken mit technischem Geschicke an und legte die roßigen, feinen Scheiben sauber auf eine Porzellanstüffel. Die Mamsjell raffelte mit ihrem Schlüsselbunde in die Speisekammer und Bertha machte sich auch davon, hatte jedoch in der Thüre das letzte Wort:

„Sie haben ihren Beruf verfehlt, Spuhner. Sie hätten Prediger werden sollen.“

Der Koch hantirte ruhig voran. Als er fertig trandhirt hatte, wusch er sich an dem Wasserhahn, band seine weiße Schürze los, hängte sie an einen Nagel hinter der Thüre und rief in den Kellergang hinein:

• „Sänfle!“

„Jaaaa?“ lönte eine Stimme aus der Ferne zurück.

„Sänfle! Köm'n Sie'n Augenblick loskommen?“

„Jaaaa. Sogleich.“

Herr Spuhner setzte sich auf einen Holzstuhl, trommelte mit der rechten Hand auf den großen Eichtisch nebenan, strich mit der linken über sein Bein Kleid und wartete. Nach zwei oder drei Minuten erschien ein kleiner buckliger Mann mit piffigen Augen und freundlicher Miene. Er trug eine Art ledernerer Küferschürze.

„Was soll ich, Spuhner?“ fragte er und blieb in der Klüchenthüre stehen.

„Seh'n Sie mir erst 'mal 'ne Prieße.“

„Ich denke“, versetzte der Angeredete beim Näherkommen, „Sie verabscheuen diesen Nasenkonfect, wie Sie ihn nennen.“

„Thu' ich auch. Das heißt, mit Unstand und wenn man nichts auf den Rock fallen läßt, mag es gelten.“

„Ah so! Hier ist die Dose. . . so. . . es ist guler. . . es ist Kardinal.“

„Nicht gut. Ist aber doch etwas altmodisch.“

„Nun, unjereins kann schon altmodisch sein.“

Spuhner nickte, ohne damit etwas zu meinen. Dann zog er die Priße mit einigem Geräusch auf und gab die Dose zurück.

„Ist das alles, was Sie wollten?“ fragte der buckelige Mann.

„Nein. Sagen Sie 'mal, Sänfle. . .“ Er mußte erst niesen.

„Zur Gesundheit!“

„Danke, ha. . .“ Noch einmal niesen. Dann das Schnupftuch. Dann kam die Frage:

„Sänfle, Sie sind katholisch, nicht?“

„Gewiß. Aber warum?“

„Können Sie 'was Latein?“

„Nur was ich beim Gesang in Beuron bei den Benedictinern gelernt habe. Sie wissen ja, ich wollte da 'mal eintreten. Aber wegen meines Buckels hatte es Schwierigkeiten. Es ist nicht viel.“

„Was nicht viel? Ihr Buckel?“

„O der schon. Das Latein, meine ich. Ich habe ja nie richtig studirt.“

„Dann studieren Sie jetzt 'mal dies hier“ jagte der Koch und hielt ihm einen Zettel hin, den er aus einem Portemonaie geholt.

Sänfle las: „In umbra mortis sedet. Das wird aber in vier, nicht in zwei Worten geschrieben.“

„Ja, recht, so hat er gesagt.“

„Wer?“

„Das erzähle ich Ihnen gleich. Wissen Sie, was das heißt?“

„Es sollte wohl „sedent“ heißen, nicht sedet.“

„Nein, sedet. Ich hab' es genau gehört und gleich notirt. Was heißt es denn?“

Es kommt im Canticum Zachariæ vor. . .“

„Canticum?“

„Lobgesang des Zacharias.“

„Also Choral.“

„Meinetwegen. Es heißt—wenn da wirklich sedet stehen soll—er sitzt im Schatten des Todes.“

„Sie sind ein gelehrtes Haus, Sänfle. Schade, daß Sie bloß Wein abzapsfen. Sie hätten unserer Baronin ihr Weichtpfaff werden sollen.“

„Mit meinem Packetchen dahinten?“

„Na, mancher hat seine Last auf dem Gewissen. Sie sind noch besser daran und immer fidel.“

„Warum auch nicht?“

Herr Spuhner seufzte. Der Andere meinte:

„Jetzt hab' ich Ihnen die Worte überseht. . . nun müssen Sie mir auch sagen, was Sie damit wollen.“

„Will ich auch. Neulich, wie Sie wissen, war der römische. . . ja wie nennen sie doch den violetten Herrn, den Bettler der Baronin, der hier zu Besuch war?“

„Monsignore?“

„Ja der Monsignore war also hier. Einmal stand ich oben an der großen Steintreppe, als er mit Doktor Schajmut gerade in den Park ging. Der Doktor war bei unserm armen Herrle drinnen gewesen. Da fragte ihn der Bettler mit der violetten Leihhinde: „Ist denn gar keine Hoffnung für das Kind?“ Der Doktor sagte: „Sie wissen ja, was es ist. Ich habe alle Hoffnung aufgegeben.“ Darauf meinte der Bettler der Baronin ganz traurig: „In umbra mortis sedet!“ Ich dachte, das wäre der Name der Geisteskrankheit und hab' mir das Wort gleich notirt.“

„Nun wissen Sie, was es heißt“ jagte Sänfle mit feuchten Augen, „im Schatten des Todes.“

„Ja, du mein Gott, das arme Herrle, das arme Baronle! Es muß schlimmer sein fast

als der Tod. Besonders für die Mutter.“

„Ein hartes Kreuz. Aber sie trägt es gut.“

„Mein' ich auch, Sänfle. Ueberhaupt, ich denke oft, ihr Katholischen . . . halt! Was ist das? Das ist der Wagen! Die Herrschaft kommt von der Bahn. Schnell wieder an die Arbeit. Sänfle, noch 'ne Prieße. . . danke! Sie wissen daß der Baron immer nach dem Dürkheimer fragt! Schicken Sie also ein paar Flaschen hinauf. Bis heut' Abend! . . . ich muß noch für den Salat sorgen. Danke, Sänfle, Sie müssen doch noch, mal Pfaff werden, Sie Gelehrtes Haus!“

Sänfle war bereits wieder verschwunden.

Er ging langsam den dunklen Kellergang hinunter und sprach leise zu sich selber:

“In umbra mortis!” Ist denn keine Hülfe möglich? Gott, kannst du keinen Strahl des Lichtes in diese Seele senden?“

Zweites Kapitel.

D i s s e n b a r u n g d e r H e r z e n .

Wer Baron und Baronin Fernau bei ihrem Sabelfrühstück gesehen, hätte wahrscheinlich angenommen, das sei ein vernünftiges, mit den Jahren ruhig und gefest gewordenes Paar, welches stets in Frieden und Eintracht gelebt habe und die gegenseitigen Gefühle selbstverständlicher Achtung in vornehmer, standesgemäßer Selbstkontrolle niemals in äußere Zärtlichkeit ausarten lasse. Francesca hörte lächelnd und heiter der Erzählung des Gemahles zu. Es handelte sich um Ministerkrisen, politische Konstellationen, Pferderennen in Charlottenburg und im Hoppegarten, den Besuch eines russischen Großfürsten in Berlin und viele andere Dinge, die mit diesen zu thun hatten. Endlich kam die Chronique scandaleuse, an die Reihe und dann stockte das Gespräch eine Weile. Jetzt hätte Francesca ihrerseits die Ereignisse der letzten Monate berichten sollen. Aber wovon konnte sie sprechen? Von ihrem Kinde etwa? Dann wäre die auffallend gute Laune des Gatten bald vergangen. Von den be-

freundeten Familien der Umgegend? Francesca hatte lezhin wenig Verkehr gehabt. Ober von dem Besuche ihres Vetter's, des Monsignore La Valetta? Den konnte der Baron nicht leiden; er hatte ihn schon früher einmal 'deinen römischen Pfaffen' genannt. So redete sie denn schließlich von der Landwirthschaft und den näheren Umständen des Grundbesitzes, obwohl sie selber hiervon kaum etwas verstand. Man überließ eben die ganze Gutsverwaltung dem Rentmeister, Herrn Schriefer. Der Baron hatte sein Frühstück beendet. Er zündete sich eine Cigarre an, jedoch nicht ohne seine Gemahlin höflich um Erlaubniß zu fragen. Dann schenkte er zuerst ihr und hernach sich selber ein Glas feinen Rheinwein ein. Unterdessen trug der Hausmeister Merten mit Felig, dem Groom, welchen der Baron aus Berlin mitgebracht, geräuschlos das Service ab. In einer Stunde hatte das Ehepaar sich alles gesagt, was es einander überhaupt zu sagen wußte. Daher herrschte während des Kaffees bereits tiefes Schweigen. Die Diener waren verschwunden. Der Herr Vortragende Rat im Auswärtigen Amt rauchte still für sich weiter und schaute durch das Fenster unversandt auf den Park hinaus. Francesca spielte mit Bella, der großen Ulmer Dogge ihres Mannes, die sie sofort freudig auf dem Bahnhofe wiedererkannt, sobald man das Hundekoupee geöffnet. Aufzustehen wagte die Baronin nicht. Sie hielt es für ihre Pflicht, auf das Zeichen ihres Gatten zu warten. So ruhig und freundlich war er übrigens seit Jahren nicht gewesen. Letzte wünschte Francesca und hoffte zu Gott, daß es der Anfang besserer Tage sein möge. Könnte sie indeß in das Herz des schönen, stattlichen Mannes, der ihr gegenüber saß, schauen, sie würde nimmermehr zu hoffen wagen. Oder ist es wahr, daß die Hoffnung uns arme Menschenkinder selbst im Unglück nie verläßt, daß sie erst an unserm Sarge von uns Abschied nimmt? Es soll Sterbliche geben, die erst auf dem Todesbette recht treu und fest hoffen, und diese sollen oft die Lieblingskinder Gottes sein.

Mit einem Male erhob sich der Freiherr, ging an eines der Fenster, blickte einige Minuten stumm hinaus, kam dann zurück und nahm wieder seinen Stuhl ein, indem er sagte:

„Francesca, ich habe dir etwas mitzuteilen, das vielleicht von großem Interesse für dich ist.“

„Wenn es dich angeht, Max, so interessiert es mich ganz gewiß.“

„Es geht mich sehr nahe an. Man hat mich für einen selbstständigen Posten aussersehen. Ich soll Minister-Resident an einem kleineren Hofe werden, dessen Namen ich vorläufig, ehe die Sache perfekt ist, noch nicht verraten möchte. Der Reichskanzler hat mir bestimmt versichert, ich würde nach wenigen Jahren einen größeren Posten als Gesandter erhalten. Vorgestern hatte ich nämlich noch eine Audienz in der Wilhelmstraße. Bismarck selbst sowie mein Staatssekretär wollen mir entschieden wohl.“

„Da hättest du ja die Karriere, nach welcher du dich immer gesehnt, offen vor dir liegen“ sagte die Baronin mit lebhafter Freude.

„Allerdings“ erwiderte der Baron, indem er seinen schwarzen Schnurrbart drehte, „allerdings—wenn die Sache nicht noch einen Haken hätte.“

Francesca sah ihn fragend an.

„Ja, der Staatssekretär machte mir geradezu eine Bedingung, wenn er mich für den betreffenden Posten beim Kaiser vorschlagen solle. . .“

„Und welche?“

„Ich müsse als Minister-Resident viel repräsentiren und gesellschaftliche Pflichten auf mich nehmen. Deshalb sei die Anwesenheit meiner Gemahlin unbedingt zu wünschen. Man befördere auch auf den betreffenden Posten keine Junggesellen oder. . .“

„Ich verstehe. Und was hast du geantwortet?“ Die Stimme der Baronin zitterte ein wenig.

„Ich sagte: Excellenz ich danke für diesen Wink; ich werde mich darnach richten.“

Francesca wußte nicht, ob sie ihre heim-

liche Freude zeigen sollte. Sie ließ den Baron lieber fortfahren. Dieser sprach langsam weiter, als ob er jedes einzelne Wort überlege:

„Demnach—wenn ich auf den Posten hinarbeite—und das will ich—werde ich daran denken müssen, meine Gemahlin—nicht nur mitzubringen—sondern beständig mit ihr—zusammen zu leben.“

„Max!“ rief die Baronin voller Erregung. Der Diplomat schien den Ruf zu überhören.

„So ist es,“ erklärte er ruhig.

„Nun, Max? Und?“

„Ich stelle also an die Baronin Gernau die Frage, ob sie geneigt ist, mit ihrem Gemahl und an seiner Seite den gedachten Posten in kommenden Winter zu beziehen.“

Francesca war aufgesprungen und zu ihrem Gatten geeilt. Als sie ihm aber freudig die Hände entgegenstreckte, wehrte er ziemlich kühl ab:

„Wir bedürfen keiner Ceremonien, Madame. Ich brauche nur zu wissen, ob die Baronin Gernau meinen Vorschlag annimmt. Es ist gar nicht nöthig, daß wir an eine häusliche Intimität denken. Nur vor der Gesellschaft, vor der Welt müssen wir gemeinsam handeln.“

Das war ein Stich in das hoffnungsreiche Herz Francesca's. Sie trat von dem Baron zurück und fand nicht gleich eine Antwort. Immer seine kalte Ruhe bewahrend, drängte der Diplomat weiter:

„Es wäre gut, wenn wir uns jetzt in dieser Stunde, entschieden.“

Francesca richtete einen schmerzlichen Blick auf ihn.

„Einmal müssen wir die Affaire ja doch angreifen.“

„Ja“ bestätigte Francesca leise.

„Also—welche Antwort erhalte ich?“

Die Baronin richtete sich stolz empor und kam abermals näher. Dann erklärte sie fest:

„Es ist meine Pflicht als deine Gattin, Max, dir zu folgen.“

„Merci baronne. Von deinem Ver-

lande und deinem Herzen habe ich diese Antwort erwartet."

„O Max, du glaubst also. . .“

„Einen Augenblick, bitte. Ich nehme nämlich dein Versprechen nicht an, bevor ich dir meinerseits eine Bedingung gestellt habe.“

Francesca ahnte, was kommen sollte. Sie hielt sich an der hohen Lehne des Stuhles fest, der in ihrer Nähe stand.

Jetzt wurde der Baron ein wenig verlegen. Er spielte einige Sekunden mit dem leeren Weinglase, setzte dasselbe dann schnell nieder und sagte:

„Dein Kind kann uns nicht begleiten.“

„Mag! M e i n Kind? Ist es nicht auch das d e i n e?“

„Das war das Wort, welches er nicht hören konnte. ‚Sein Kind!‘ Er versetzte bitter:

„Sawohl, m e i n Kind. Leider! Leider. . . und ich wollte, ich hätte es nie gesehen.“

„Mag, ich beschwöre dich in dieser Stunde. . .“

„Keine Weinerlichkeiten! Auf den Tod kann ich sie nicht leiden.“

„Ich bin ganz ruhig, Mag. Aber laß' uns doch nur reden. . .“

„Neber was?“ fragte der Baron barsch. Er war auch aufgestanden.

„Neber unfer. . . über Jo. . . über deine Pläne.“

„Du kennst sie zur Genüge.“

„Und ich stimmte ja bei. . .“

„Ja, aber die Bedingung!“

Eine lange Pause folgte, während welcher der Baron mit schweren Schritten im Zimmer auf und ab ging, und Francesca schluchzend in einem Fauteuil saß. Die Miene ihres Gatten war entseßlich finster, als er schließlich mit einem Rucke kehrt machte und vor ihr stehen blieb:

„Nun, beendigen wir diese dramatische Szene! Eine Antwort, bitte!“

„Ich kann nicht, Mag, ich. . .“

„Folge mir, Francesca, und . . . und gib dein Kind in ein Asyl.“

Da fiel die unglückliche Mutter ihm zu Füßen und umklammerte seine Kniee:

„Mag, ich flehe dich an, hab' Mitleid, Erbarmen mit. . . mit m i r.“

Der Diplomat machte sich los und rief mit schneidender Stimme:

„Schone deine Nerven und meine Ferienruhe, wenn ich bitten darf.“

„Kann ich dich denn nicht erweichen?“

„Steht' auf, Francesca.“ Er zog sie in die Höhe und drückte sie auf einen Sessel.

Sie ließ alles mit sich geschehen. Abermals ging er im Zimmer spazieren und abermals trat er vor sie hin und fragte mit einem Ausdrucke, der sein sonst so schönes Gesicht unaussprechlich entstellte:

„Nun Baronin wie steht die Sache?“

Francesca trocknete ihre Thränen mit dem Taschentuche. Dann—sie war plötzlich ganz gefaßt—schaute sie ihn ruhig und fest an:

„Nie. . . verstehe mich wohl, Mag—nie—mals trenne ich mich von meinem Kinde.

Gott sei mein Zeuge.“

Und ehe der Baron etwas erwidern konnte, hatte sie sich erhoben und das Zimmer verlassen.

Max von Fernau gab seiner Dogge, die verwundet unter dem Tisch gelegen hatte, ein Zeichen und ging durch eine andere Thüre hinaus. — —

„Da ist was los gewesen“ sagte unten die Hofe zu dem neuen Groom, „haben Sie gehört, wie die Thüre in's Schloß donnerte?“

„Felix nickte:

„Ich hab' mir das so gedacht.“

„Was?“

„Daß der Herr Baron zu Haus 'ne Gardinenpredigt kriegen thäte.“

„Wiezo, Felix?“

„Bitte, für J h n e n bin ich Herr Lehmann.“

„Meinet'swegen. Also, warum haben Sie sich das gedacht?“

„Nu, weil wir in Berlin manches gesehen haben.“

„Ich verstehe nicht. . .“

„S, ja doch, Fräulein Bertha. Sie sind eben aus der Provinz.“

Da kam der Hausmeister Merten:

„Felix, Sie möchten zum Herrn Baron kommen.“

Der Groom sprang sofort hinauf.

„S'n ansehnlicher Mensch“ meinte Bertha, als er fort war. Aber Herr Spuhner schüttelte mit dem Kopfe:

„Nehmen Sie sich vor dem Berliner Jungen in Acht, Fräulein Lustigsein.“

„Ich verbitte mir diesen Namen, Herr Spuhner.“

„Mögen Sie ihn nicht hören?“

„Nein. Ein für allemal nein.“

„Schön. Aber vor dem intelligenten Herrn Felix Lehmann nehmen Sie sich in Acht.“

„Was geht Sie das an.“

„Da haben Sie recht. Aber am Ende denken Sie noch einmal an meine Warnung.“

„Haben Sie denn vielleicht schon an dem jungen Mann etwas Böses gesehen?“

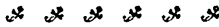
„Wenigstens etwas, was nicht für seinen Charakter spricht. Er hat eben schon nach dem Frühstück einen Streich verüben wollen, der gar nicht witzig war. Dem guten Sänfle hat er eine Leiter in den dunklen Kellergang, gerade mitten in den Weg geschoben. Glücklicherweise sah ich die Geschichte noch. . .“

Bertha kicherte.

„Ich dachte an den Schrecken des kleinen Buckeligen, wenn er gestolpert wäre und. . .“

„Sie sind eine schlechte Person. Gehen Sie nur zum Felix,“ schimpfte der würdige Koch und schob die Rose zur Küchentüre hinaus.

(Fortsetzung folgt.)



Die Geschichte der Mutter Gottes ist untrennbar Eins mit der Geschichte des Heilandes; wer diesen läugnet, läugnet sie, wer sie verachtet, verachtet ihn.

„Siehe, von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter“. Wie ist das Wort der lieben Mutter Gottes wahr geworden! Mit Millionen Glockenstimmen und aus den Herzen von Millionen Gläubigen tönt ihr dreimal jeden Tag seit Millionen Tagen die Erfüllung entgegen: Ave, Maria!

Wer vermöchte zu Maria auch nur einmal zu sprechen: „Bitt für uns!“ ohne daß die Demuth der Jungfrau ihm vor die Seele trete, ohne daß Vertrauen in ihn einkehre: ohne daß ihre Opferwille ihn zur Ergebung in Gottes Willen bereite; ohne daß das Auge sich läutere im Ausblicke zu ihr, der Jungfrau aller Jungfrauen; ohne daß ihre Reinheit das Herz mit heiliger Liebe fülle, wie die Lilie lüthet und rein und weiß in dem Lichte der Sonne., zu dem sie jeden Morgen emporblickt?

Das Wort Gottesgebärerin, sagt Johannes Damascenus, besiegelt das Geheimniß der Dekonomie des Heils.

Fromme Frauen und fromme Töchter sind die Priesterinnen der Gottesfurcht, der Haus-Andacht, der guten Sitte im Hause. Sie sind die Lehrer und Beispiele der Tugend und die guten Schutzgeister der Familie. Ihnen liegt auch die Pflicht ob, für gute Lesung für Klein und Groß zu sorgen und nur solche Blätter und Bücher im Hause zu dulden, welche den Geist bilden und das Herz veredeln. Darum wenden wir uns auch vornehmlich an unsere frommen Leserinnen, um sie zu bitten, für Ausbreitung der „Rundschau“ recht zu eifern und zu sorgen.

Sie ist ja so recht ein Votum der Allerheiligsten Jungfrau, will nichts, als der Ehre der lieben Mutter Gottes dienen und ihre Skapulier-Andacht fördern. Da dürfen wir uns getrost an jedes Marienkind wenden, daß es helfe, die „Rundschau vom Berge Carmel“ im ganzen Lande zu verbreiten Gott zum Ruhme, der Himmels-Königin zum Preise.

Deutschland und China.

Von Rev. H. Heiter, D. D.



Die Gründung des deutschen Reiches war in mehr als einer Hinsicht ein Segen für die Deutschen in der Heimath und der Fremde. Wer die Ausstellung in Philadelphia anno 1876 und in Chicago anno 1893 besuchte, konnte durch den Augenschein sich überzeugen, welchen ungeahnten Aufschwung die deutsche Industrie in dieser Periode genommen, und der deutsche Handel hat seither stetig zugenommen.

Weniger bekannt ist der Einfluß Deutschlands auf religiösem Gebiete seit der Gründung des Reiches. Der Kulturkampf erzielte das Gegentheil von dem, was seine Urheber bezweckten: er sollte die katholische Kirche lahmlegen, und er hat sie flügge gemacht. Heute wirken in Deutschland mehr Priester und Ordensleute, erscheinen mehr katholische Zeitungen und Zeitschriften, herrscht ein reges wissenschaftliches Streben in den katholischen Lehranstalten, als je zuvor seit dem Tage der Reformation.

Die erfreulichste Folge übrigens der Wiedererstehung des Reiches erblickten wir in der frischen Theilnahme Deutschlands in der Verbreitung des Glaubens. Jahrhunderte beteten die deutschen Katholiken im Vater unser: **D e i n R e i c h k o m m e z u u n s**—und als gingen diese Worte sie nichts an, überließen sie die Ausbreitung des Reiches Gottes, die Missionsthätigkeit der Kirche, den Franzosen. Wollte hin und wieder ein hochherziger Jüngling in die opfermuthige Schaar der Apostel eintreten und den Heiden das Evangelium predigen, so mußte er nach Frankreich gehen, und dort in ein Seminar eintreten, und erst Franzose werden, ehe er Missionär werden konnte. Frankreich erkannte frühzeitig den Werth der Missionen im fernen Orient, und gefiel sich darum in der Rolle „des Protector's“ seiner Missionäre. Selbst die

Männer der Revolution, die zu Hause die Kirche verfolgten und die Religion verspotteten, waren im Auslande fromm und gläubenseifrig, und heißten von den Machthabern in Siam und China Schutz der Religion und ihrer Diener.

„Dienen muß der kaltenreiche Kirchenmantel hundert Zwecken: Ehrsucht, Habsucht, Machtgelüste, Haß und Rache muß er decken.“

So war's bis in die achtziger Jahre hinein. Da begann, nachdem die Ordensleute vertrieben waren, ein frischer Hauch durch die deutschen Gauen zu ziehen: die deutsche Jugend hatte die verfolgte Kirche achten und lieben gelernt und entschloß sich, ihre Kräfte dem Dienste Gottes zu weihen. Die Berufe zum Ordensstande mehrten sich, und mancher Konvent hatte im Exil mehr Novizen, als in der Heimath.

In der Periode des Kulturkampfes saßen zwei Heldenjünglinge den großen Gedanken, in Deutschland ein Seminar oder eine Congregation zur Heranbildung von Priestern für die auswärtigen Missionen zu gründen, und weil die Heimath ihnen die Thüre verschloß, bauten sie nahe der Grenze des Vaterlandes, auf holländischem Boden, das erste Missionshaus deutscher Nation für die auswärtigen Missionen. So entstand das Missionshaus zu Steyl, dessen Gründer und Vorsteher der fromme Johan Janßen ist.

Sein erster Gefährte, Mitgründer des Hauses, war der hochwürdige Diacon John B. Myer aus Regensburg. Beide hatten sich zuvor nie gesehen, trafen sich scheinbar zufällig, und erkannten, daß Beide seit Jahren denselben großen Gedanken hegten: die deutsche Jugend in den Dienst der auswärtigen Missionen zu stellen.

Arm und unscheinbar war der Anfang des großen Werkes und mancher schüttelte bedenklich sein weißes Haupt, und prophezeite dem verwegenen Unternehmen ein jähes Ende.

Heute steht das Missionshaus zu Steyl groß und mächtig da, wie ein Riesenbaum und seine Zweige reichen hinüber nach allen Theilen der Erde.

Während Johannes Janssen die Leitung des Hauses führte, zog der Thatsamuthige Johannes Meyer, als der erste Glaubensbote des neuen Seminars hinaus, nach China, und bahnte sich den Weg, ganz allein, ins Innere dieses unermesslichen Reiches, um hier den Traum seiner Jugend zu verwirklichen, Blut und Leben einzusetzen für die Befehrung Chinas. Gott allein kennt die heroischen Opfer, die der muthige Glaubensbote in einer langen Reihe von Jahren gebracht. Er hat, wie ehemals St. Paulus, Gefahren bestanden zu Wasser und zu Lande, in Kälte und Hitze, in Wasser und Feuer; Gefahren unter den Heiden, Gefahren unter falschen Brüdern; dreimal ward er geschlagen, seine Glieder zerbrochen, und wie todt aus der Stadt geschleppt und den Bögen des Himmels zum Fraße hingeworfen. Gott aber beschützte ihn wunderbar und rettete ihn aus allen Gefahren. Das helle Auge Leo XIII. erkannte bald den Werth des apostolischen Mannes, ernannte ihn zum Bischof und apostolischen Vicar der Provinz Südschantung und überwies dem deutschen Missionshaus von Steyl die Aufgabe, das Licht des Glaubens in diese bisher ganz heidnische Provinz des chinesischen Reiches zu tragen.

So war Johann B. Meyer der erste Bischof und Apostel des ersten deutschen Missionshauses geworden. Groß und schwer war die Aufgabe, die seiner harrte. Südschantung ist das Herz Chinas, die Heimath des Confucius, das heilige Land des Reiches der Mitte: Hier ist das Grab seines Propheten, des großen Confucius, die heilige Stadt, die bisher kein Fremder betre-

ten durfte; hier die Hochburg seiner Wissenschaft und Civilisation, hier die grimmigsten Haßer der Ausländer.

Der glaubenseifrige Missionär erkannte bald, daß das Protektorat Frankreichs nicht genüge, ihn gegen den Fanatismus der chinesischen Gelehrten und Verehrer des Confucius zu schützen, und bat darum den heiligen Vater bei seinem Besuche ad limina, ihm zu gestatten, sich und seine Mission unter den Schutz des deutschen Reiches zu stellen. Der heilige Vater empfahl den frommen Bischof dem deutschen Kaiser und dieser übernahm das Protektorat der Mission Südschantung. So war abermals ein deutscher Kaiser—wie so oft im Mittelalter—ein Schirmvogt der Kirche geworden. Das geschah im Jahre 1891.

Der Schutz des deutschen Reiches kam der Mission sehr zu statten: es gelang nach 10jährigem hartem Kampfe, den Widerstand der Gelehrten zu brechen, und am Grabe des Confucius das Kreuz aufzupflanzen. Letztes Jahr zog der Bischof feierlich in Jentschofu ein und erbaute in der Hochburg der chinesischen Civilisation die erste christliche Kirche. Ein Schrei der Entrüstung ging durch ganz China, als die Trauerkunde sich verbreitete, daß der Kühne Ausländer es gewagt, einen fremden Cultus in der heiligen Stadt einzuführen. Das Heidenthum war in's Herz getroffen und knirschte in ohnmächtiger Wuth. Es bildeten sich geheime Gesellschaften zur Ausrottung der verhaßten Ausländer; die Gelehrten warfen Brandschriften und hämische Carrikaturen gegen die Missionäre unter die Massen, die Mandarinen unterstützten heimlich die Verschwörer, und unterließen es—unter nichtigen Vorwänden und Entschuldigungen, die Missionen vor Gewaltthatigkeiten zu schützen, wie es nach den Schutzverträgen mit Deutschland ihre Pflicht gewesen wäre. Es kam zu blutigen Auftritten und Verfolgungen; die christlichen Kirchen wurden verbrannt, die Missionäre vertrieben und ihrer zwei getödtet.

Die letzte Verfolgung brach aus, während

Bischof Myer auf dem Wege nach Deutschland war, um dem Ordenskapitel des Missionshauses von Steyl beizuwohnen.

Kaum war die Kunde der Ermordung der beiden Missionäre nach Deutschland gedrungen, so waltete der Kaiser seines Amtes als Schirmvogel der Missionen mit einer Majestät und Entschlossenheit, die China und die Welt in Staunen setzten. Die jüngsten Ereignisse sind bekannt.

Deutschland besetzte die Bucht von Kiao-Tschau an der Küste der Provinz Chantung und scheint sich daselbst festsetzen zu wollen, trotzdem China alle seine Forderungen bewilligte, und versprach, für die Ermordung der Missionäre und das zerstörte Missions-Eigenthum vollen Schadenersatz zu leisten.

Warum wohl Deutschland mit diesem Versprechen sich nicht begnügte?

Die chinesische Diplomatie ist die verschlaueste und verlogenste der Welt. Niemand versteht es besser, eine Sache in die Länge zu ziehen, Versprechungen zu machen und nicht zu halten, als der Chinese. Wären die deutschen Kriegsschiffe wieder abgezogen, so hätte der schlaue Mongole sich ins Häutchen gelacht, und die Verfolgung der Missionäre einige Monate später abermals begonnen. Jetzt aber sahen sie sich einem entschlossenen Gegner gegenüber, der die Macht hat, seinen Forderungen Nachdruck zu verschaffen, und sie werden sich hüten, sich ein zweitesmal an deutschen Unterthanen zu vergreifen.

Deutschland ferner hat sich in China festgesetzt, nicht nur zum Schutze der Missionäre, sondern hauptsächlich zum Schutze seiner Handelsinteressen in China und Umgegend. Die deutsche Flotte braucht und sucht seit Jahren eine Kohlenstation in den chinesischen Gewässern, und darum beschützte man so prompt die Missionäre, um endlich das lang ersehnte Ziel zu erreichen.

Was jetzt? China hat bei dieser Affaire eine solche Schwäche gezeigt, daß über kurz oder lang die Großmächte Europa's der Reihe nach Lust verspüren werden, Kohlenstationen an der Küste China's zu errichten, und der Sohn des Himmels wird bald nicht mehr herrschen im Reiche des Himmels.

Wird das den Missionen nützen? Es wird den Missionen Lust schaffen und viele Gefahren entfernen, denen die Missionäre bisher unterworfen waren. Wohl mag der Fanatismus des Böbels sich zeitweilig empören und an den Ausländern sich vergreifen, bald aber wird China in einer ähnlichen Lage sein, wie Indien. Der Bär und der Löwe und die Tricolore beobachteten mit Eifersucht den Flug des deutschen Adlers und die Schwäche des Mongolen reizt den Appetit. Bald werden sie über das Reich der Mitte herfallen, und die älteste Cultur der Welt wird dahinsinken, wie ein fauler Stamm im Urwalde, wenn der Sturm ihn erschlägt.

Ob das den Missionen nützen wird, ist sehr zu bezweifeln. Der Chinese ist tief ins Irdische versunken, stolz und eingebildet, und Neuerungen nur schwer zugänglich. Wenn nun der weiße Mann ins Land einrückt und die Schwächen und Laster der europäischen Civilisation mit bringt, so wird das die Arbeit des Missionärs sehr erschweren und den Glanz des Evangeliums in China wie anderwärts sehr verdunkeln. Der deutsche Missionär ferner wird künftig wie der Franzose als ein Vorläufer der deutschen Kanonen betrachtet werden und darum schwerer als früher Vertrauen erwecken.

Bisher galt Deutschland als ein Freund China's; es hatte dort keine Besitzungen, es lag niemals mit ihm in Fehde, es spielte den Vermittler und Beschützer im Friedensschluß mit Japan. All das half den deutschen Missionen, und die deutschen Missionäre erweckten darum weniger Argwohn als die Glaubensboten aus Frankreich, das mit China öfters im Kampfe lag. Dieses Prestige Deutschlands ist dahin, und es ist mehr als fraglich, ob die Kanonen auf den Hügel von Kiao Tschau sich wirksamer erweisen werden zum Schutze der Missionen. — Gott helfe den Missionen und den wackeren Missionären von Steyl. Aber auch wir sollen ihnen helfen. Wenn du, lieber Leser, die Bitte des Vater Unser befehl: zu uns komme dein Reich, dann denke an die Missionen in China und bete für die Befehrung dieses unermeßlichen Reiches, in dem über 300 Millionen Menschen in der Finsterniß des Heidenthums schmachten. Bete für die Missionäre und unterstütze sie mit deinem Almosen.

Das Wunder der Charitas.



(Schluß.)

ihr Andenken lebt fort im Herzen des deutschen Volkes. Die zerfallenen Dome, die ihrem Namen geweiht sind, sind in unseren Tagen wieder herrlich erstanden und Kunst und Poesie wetteifern, ihr ewig-neue Ruhmeskränze zu flechten. Wir erinnern nur an die herrlichen Fresken im Corridore zur Schloßkapelle der Wartburg. Der Meister Moritz von Schwind schuf sie im Auftrage des Großherzogs von Weimar. In sechs Bildern, welche durch die Werke der Barmherzigkeit in sieben Medaillons erläutert werden, in denen gleichfalls die „liebe heilige Els“ als minnigliche Spenderin verherrlicht ist, hat der Künstler den historischen Ton der Legende in hochpoetischer Weise gefeiert, so daß man dieses malerische Epos nur mit der reinen klaren Tugend unserer Heiligen selbst vergleichen kann. Diese Fresken, wobei der Maler z. B. bei weißem Lichte, gleich den Grund selbst „ausgespart“ hat, nahm den ersten Eindruck eines leicht angezuckelten Aquarells, sie hatten aber auch gerade dadurch jenen düstlichen Zauber, welchen das falletste Colorit zu verleihen nicht im Stande ist.

An diese Bilder wurden wir lebhaft erinnert, als wir in diesen Tagen auf Einladung von Rev. Wm. Becker, S. J., in Buffalo einer General-Probe des Festspiels „die hl. Elisabeth, von Müller“ beiwohnten. Beim Anhören dieser herrlichen Musik, beim Anblick der überaus lieblichen Tableaux, (wobei die ehrw. Schwestern O. S. F. von St. Anna ihren edlen Kunstsinne bethätigten) stieg jenes reizende malerische Epos in neuen Tabrentönen wieder vor uns auf.

Da fanden wir weder die tragische Abschiedsscene vom Landgrafen, noch andere, unserem sentimentalen Geschmacke sozusagende Scenen, dafür aber desto mehr die Momente aus dem schweren Leben dieser heiligen Fürstin, welche zeigen, in was so recht

eigentlich in einer Zeit, in welcher Noth und Armuth unvermittelt neben Reichthum und Leppigkeit einhergehen, die Aufgabe der Nächstenliebe liegen sollte: Hingabe an die Armen, Strenge gegen sich selbst!

Nach diesen hehren Vorbildern haben sich jene Schaaren barmherziger Schwestern gebildet, von denen selbst ein Feind des Christenthums sagt: „Es gibt vielleicht nichts größeres auf Erden, als das Opfer der körperlichen Vorzüge der Jugend und oft einer vornehmen Geburt, welches ein zartes Geschlecht bringt, um in den Hospitälern den Zusammenfluß alles menschlichen Elends zu lindern, dessen Anblick so demüthigend für den menschlichen Stolz, so empörend für unsere Weichlichkeit ist.“ Auch die von Haus aus ärmsten und unansehnlichsten Glieder dieser heiligen Miliz der christlichen Liebe repräsentiren ein Princip, das die Ehrenkrone des Christenthums ist: in ihnen gibt die Liebe nicht nur ihre Gabe, sondern sich selbst, und eben deshalb ist diese Liebe allumfassend und allbeglückend und ähnlich der Sonne und dem ewigen Urquell aller Liebe.

Professor *Hettinger* erzählt uns von einer der vielen neueren Congregationen, welche unter dem Namen der „Schwestern von Maria Joseph“ gegründet ist zum Dienste in den Gefängnissen für lasterhafte und verwahrloste Frauen. Damals wurden in Paris von diesen Schwestern zwei Institute geleitet, das Gefängniß St. Lazare, und dann ein Arbeitshaus für jene, welche Beweise von Besserung gegeben.

Seine Eindrücke von diesem Gefängnißhause schildert *Hettinger* folgendermaßen: „Ein Bild aus St. Lazare, wo gegen dreizehnhundert Büsserinnen eingeschlossen sind, ist mir seit meinem Aufenthalte in Paris nicht mehr aus der Erinnerung gewichen. Im Allgemeinen hat man hier drei Klassen unterschieden: solche, die zum ersten Male hierher kommen, dann die

Rückfälligen, und endlich die Unverbesslichen. Eine sanfte, milde Klosterfrau, aus deren Angesicht großer Ernst sprach, führte mich von Abtheilung zu Abtheilung. Ueberall dieselbe Einrichtung, dieselbe Ordnung, dasselbe Stillschweigen—aber auch überall dasselbe Elend, derselbe traurige Anblick tief entwürdigter Seelen.

Wir stiegen hinauf zu der Abtheilung der Kranken. Hier war Saal an Saal, Bett an Bett, Elend an Elend. Einen vollen Nachmittag brachte ich in St. Lazare zu. Ich habe die Carthäuser gesehen, die sich lebendig in ihre strenge Abgeschiedenheit begraben; ich war bei den Mönchen von St. Bernhard, die auf den eisigen, von ewigem Schnee bedeckten Höhen der Alpen weilen und auf den Wanderer harren, um ihm ein gastliches Asyl zu bereiten und die Verunglückten aufzusuchen, und war gerührt von diesem mächtigen Erweise heiliger Liebe; ich habe die Trappisten gesehen im rauhen Büßerhabit und die Kraft ihres Glaubens bewundert—aber was ich hier gesehen und gehört, ist mehr als alles dies. Ich war auß's Tiefste erschükkert und Thränen traten mir in die Augen, als ich diese Thaten eines heiligen Heroismus schaute, diese Wunder gänzlicher Hingebung, dieses Opferleben, das zarte, schwache Frauen, darunter viele aus den höheren Ständen, sich erwählt haben.

Mein ganzes Leben erschien mir unnütz und nichtig im Vergleiche zu diesem Berufe, der jeden Augenblick und unausgesetzt eine fast übermenschliche Selbstverlängnung fordert.

Ich schämte mich in meine innerste Seele hinein, daß ich auch nur eine Minute lang wäuhnen konnte, wir katholische Priester hätten Gott Opfer gebracht, hätten Großes vielleicht geopfert! Hierher möchte ich jeden Priester führen, hier herein in dieses Haus, wo alle Armut, Krankheit, Ekel, Elend, Sünde eines Vabel, wie Paris, wo alles vereint ist, was nur immer dem Leibe schwer wird und die Seele niederbeugt, hierher zu diesen Engeln himmlischer Liebe, die ein Paradies bauen mitten in der Hölle,

möchte ich ihn führen, und ihr bloßer Anblick würde ihn so mächtig ergreifen, so wunderbar erheben und stählen und mit freier Opferkraft ausrücken, daß er nie mehr die Bürde seines priesterlichen Berufes fühlen, nie mehr sich weigern würde, die Last seines heiligen Amtes zu tragen.

„Wie aus dunklem Nachthimmel hell und mild die Sterne hereinkleuchten in dieses Leben, so müssen diese reinen, klaren, jungfräulichen Seelen hellglänzend hinaufstrahlen vor dem Angesichte Gottes und seiner Heiligen mitten aus dem wüsten, trüben Nebel der sündigen Stadt, und Gottes Auge muß wohlgefällig ruhen auf diesem heiligen, geweihten Eiland in den dunkeln Fluthen des Verderbens, die es rings umwohen. Das sind seine auserwählten Bräute, die ganz nahe sich unter sein Kreuz gestellt, die sein größtes und schwerstes Kreuz aus Liebe zu ihm mit ihm getheilt, seine Delbergstrauer um die Sünden der Welt, seine Betrübniß bis zu ihrem Tode, diese Trauer wegen der Sünden ihres Volkes.

„Wir schritten über einen weiten Hof. Arm in Arm, mit rohen frechen Geberden, keck aufstretend, ging eine Abtheilung der Verworfenen hier auf und nieder. Mir ekelte bei diesem Anblicke der tiefsten Entartung; es war ein Bild, der Schilderung eines Dante würdig als passende Staffage eines der tiefsten Kreise seiner Hölle.

Ich wandte mich ab von ihnen, aber wie erschien mir die einfache, anspruchslose Gestalt der frommen, sanften Schwester so groß, so unendlich erhaben! Welch' schneidender Gegensatz war das zwischen dort und hier; wahrhaftig, Unschuld und Reinheit verklären, vergöttlichen den Menschen. Welch' ein greller Abstand zwischen diesen verwelkten, verfallenen, verwilderten Gesichtern mit erloschenen, ausdruckslosen Augen, mit stierem Blicke, in dem nur noch das unreine Feuer niedriger Lüfte lodert, und diesen engelgleichen Wesen, die nichts sind als Unschuld, Liebe, Mitleid und Hingebung!

„Wir kamen in eine andere Abtheilung

des weiten Gebäudes, um nach der Kapelle zu gehen, von der ein zweiter Hofraum uns trennte. Während wir hinüber gingen, hörte ich in einiger Entfernung ein wildes Loben und Lärmen, rohes Singen, durch gellendes Kreischen weiblicher Stimmen und wicherndes Gelächter von Zeit zu Zeit unterbrochen. Mir ward ganz unheimlich zu Muth. „Ach mein Herr,“ antwortete die Schwester, die mein Befremden bemerkt hatte, „es sind die Unbezähmbaren—les indomptables.“ — Sie sind hier in einem besondern Gefängnisse abgesperrt.“ Man könnte an eine Prädestination zur Hölle glauben, wenn man hört, wie alle Mittel an diesen verstockten, verhärteten Herzen umsonst verschwendet sind, Liebe und Strenge, Lohn und Strafe, Gebete und Gnade—Alles, Alles umsonst. Denn kein Lafter, hat es seine scharfen Krallen tief in die Seele eingeschlagen, hält so sein Opfer fest, läßt es nicht mehr los, bis es das Mark in den Knochen aufgezehrt und sein Herzblut ausgeaugt hat, um es dann hinzuwerfen, eine Leiche an Leib und Seele, einen lebendig Gestorbenen. Sie haben sich der Sünde hingegeben, und nun sind sie Knechte der Sünde geworden, die ihre Sklaven mit ehernen Ketten gebunden, willenlos, wie das Thier zur Schlachtbank, zum ewigen Verderben schleppt. Sie denken gar nicht mehr daran, diese unglücklichen Opfer, daß sie das eiserne Joch der Sünde abschütteln wollen—es gibt einen Grad von sündiger Gewohnheit, wo die Freiheit des Menschen fast auf den Nullpunkt herabgesunken ist und Gott die Sünden durch Sünden strafft. Und sie singen, die Unseligen!—

„Ich beschloß meine Wanderung durch diesen Jammer mit einem Besuch bei der Oberin. Man führte mich in ein einfaches, aber reinliches Zimmer, mit ziemlich dürftiger Ausstattung; einige Lithographien, mehrere Ordensstücker vorstellend, und ein Crucifix bildeten dessen vorzüglichsten Schmuck. Während ich hier wenige Augenblicke wartete, tönten von ferne die rauhen, wilden Stimmen der „Unbezähmba-

ren“ zu mir herüber. Es war eine eigenthümliche Situation. Die Oberin war eine Frau in den mittleren Jahren; aus ihren Zügen sprach vor Allem Festigkeit des Charakters, Umsicht, verständiger Blick und gereifte Erfahrung; ihre Unterhaltung und ihr freundliches, taktvolles Benehmen, mit vieler Würde und großem Genste gepaart, verriethen eine Frau von Welt und guten Formen, aber Alles veredelt und geheiligt durch den christlichen Geist. Ich drückte der ehrwürdigen Oberin meine Hochachtung und Bewunderung aus für einen Verein, der vor solchen Großthaten heiliger Opferliebe nicht zurückbebt, der sich einschließt mit den Gefangenen in die Gefängnisse, um hinter schwerem Schloß und Riegel, zwischen hohen, finstern Mauern, über die kaum ein Stück Himmel hereinsteht, in dumpfen, sittlich verpesteten Räumen mit dem Auswurfe der verderbten Städte ein ganzes langes Leben voll Mühe, Entsagung, Selbstverläugnung hinzubringen, bis der Tod ihnen Befreiung gewährt. „Und wir haben unter uns zarte, kaum siebzehnjährige Jungfrauen,“ setzte sie bestätigend hinzu, aber betrachten Sie dieses blühende Leben, die Frische der Gesundheit auf ihren Wangen.“ „Das bleibt freilich,“ fuhr sie fort mit einem Tone tiefer, heiliger Ueberzeugung, „den Ungläubigen ein Räthsel, aber der Glaube löst es uns. Das ist die Macht des Glaubens, Alles hängt ab vom Glauben, Alles kommt darauf an, ob man glaubt, denn im Glauben vermögen wir Alles. Und so wandeln wir hier im Glauben unter diesen armen, verlorenen Kindern wie in einem Garten voll Rosen.“ Das war das letzte Wort, das ich in St. Lazare hörte. Aber noch lange nachher tönte in meinem Innern dieses Wort der Oberin nach: „Nous nous promenons ici comme dans un jardin de roses!“

Nach diesen hehren Vorbildern haben sich ebenso in unsern Tagen die Vincenz- und Elisabethvereine und so viele andere Verbindungen hingebender Barmherzigkeit gestaltet, und Gott allein weiß wie viele Thränen dieselben getrocknet, wie viele zerrüttete Familien glücklich gemacht, wie viele wilde Ehen in christliche umgewandelt, wie viele Brutstätten des Lasters ausgeschoben, wie viele Feindschaften versöhnt, wie viele verhärtete Sünder zu Gott zurückgeführt, wie viele für die Gesellschaft verlorene Wesen sie derselben wieder als Menschen zurückgegeben haben.

Ein deutsch-amerikanischer Dichter.

Dr. Gustav Brühl, (Kara Giorg.)



Im Jahre 1871 erschien im Verlage von E. Steiger in New York in hübscher Ausstattung eine Sammlung von Erstlingsblüthen deutscher Lyrik in Amerika unter dem Namen „Dornrosen“. In der Vorwortlichen Widmung heißt es unter Anderem: „Unter Millionen eines Volkstammes, dessen dichterisches Schaffen die höchste Weihe des Genius empfangen hat können die Traditionen einer durch die Namen Göthe und Schiller gekrönten Literatur nicht erstorben sein: wo deutsches Leben blüht, wo die deutsche Kultur ihre Mission erfüllt, dort lebt auch die Poesie und schlummert sie selbst, so kommt doch der Tag, wo sie aus den Banden, welche sie gefesselt hielten, sich loslöst und zu herrlichem Leben erwacht. Daß jener Tag in nicht zu weiter Ferne ist, dafür möge der Gegenstand dieser Widmung ein Zeugniß geben; wie jene holden Regungen, die dem Erwachen des Kindes vorangehen, so mögen die „Dornrosen“ den hervorbrechenden Morgen deutsch-amerikanischer Lyrik bezeichnen, die, ein Mädchen aus der Fremde, beglückend und herzugewinnen wirken soll.“

Inzwischen ist der Tag wirklich gekommen, die deutsche Lyrik ist erwacht im Lande und knospte und blühte in lenzesfrischer Luft. Vor einigen Jahren erschien eine weitere deutsch-amerikanische Anthropologie, von Herrn Prof. Zimmermann in Chicago verfaßt, die uns einen üppigen Wald deutsch-amerikanischer Poesie erschloß. Und unter den glänzendsten Namen deutsch-amerikanischer Poeten begegnen wir, wie im erstgenannten Werke, so auch im letzt-erfahrenen dem von Kara Giorg. Er ist ein Pseudonym, dessen Träger kein anderer ist als Dr. Gustav Brühl in Cincinnati. Der gefeierte Schriftsteller und Gelehrte er-

freut sich eines nationalen Rufes, nimmt auch im socialen Leben eine hochgeachtete und prominente Stellung ein, ist eine der edelsten Kronphäen deutscher Wissenschaft und Kunst in Amerika und ragt in den Reihen unserer katholischen Denker und Schreiber als eine der vornehmsten Erscheinungen hervor. Unvergängliche Ruhmeskränze hat er sich selbst gewunden; wir können uns nur seiner Erfolge freuen und ihn seiner Geistesthaten wegen beglückwünschen.

Von der Fruchtbarkeit seiner Studien und seines hohen Strebens zeugen die folgenden im Drucke erschienenen Werke, die seinen Ruf begründeten:

„Poesien des Urwalds“, „Azthas-Chicomoztac“, „Die Kulturvölker=Alt-Amerika's“, „Die Heldin des Amazon“, „Charlotte, eine Episode aus der Kolonial-Geschichte Louisiana's“, „Zwischen Alaska und Feuerland.“

Sein neuestes Buch ging uns eben zu: „Abendglocken“. Es ist ein hübscher, elegant ausgestatteter Band von 298 Seiten, doch hoffentlich nicht der Schwanen-Sang des gefeierten, hochbegabten Dichters.

Wir stehen nicht an, diese lyrischen Blüthen als die besten und schönsten Produkte deutscher Lyrik in Amerika zu bezeichnen. Da quillt der Strom ächter Poesie in geradezu unersehöpflischer Fülle, und den hohen und entzückenden Gedanken entsprechen die herrliche Sprache und die vielfach vollendete Form!

Der Dichter läßt uns nur im süßen Zweifel darüber, was wir zuerst und zumeist bewundern sollen: die tiefe Gemüthsinnigkeit, den feinen, geklärten Geist oder den hohen Schwung. Es ist ein Adler, der hier die sicheren Flügel reckt, um sich der Sonnen-Sphäre entgegenzuschwingen. Kei-

ner hat, wie er, die Pracht und Schönheit der amerikanischen Natur geschildert in reichgetönten landschaftlichen Scenen von Alaska bis zum Feuerland. Es ist selbst-Geschautes, selbst-Erlebtes, was der geniale Meister da in blendender Farben-Gluth vor unsere Blicke zaubert, und wie er aus dem Schatze von seinen weiten Wanderungen giebt, so läßt er uns auch am heimlichen Herde den warmen Odem seiner Seele mitempfinden. Wie zart und wehmuthvoll sind seine erschütternden Klagen um das liebe Kind, das ihm der Tod entführte. Die drei Elegien, seinem lieben Dsttar gewidmet, rühren durch den wahren Laut der Klage, die dem tiefwunden Vaterherzen entströmt. Das ist Schmerz, groß und rein, doch vom sanften Lichte des Glaubens gemildert! Auch der Freiheit Preis erkönt jem Lied und begeisterte Dithyramben weicht er ihren Heroen in der alten und der neuen Welt.

Wir können gebildeten deutschen Lesern nicht dringend genug die Beschaffung der „Abendglocken“ empfehlen. Ihre Lektüre bildet und adelt Herz und Geist. Hier als Probe der Brühl'schen Muse nur das folgende, sinnige Lied:

Das Kreuz von Palenque.

Wir ritten durch den Wald, des Wissens
Gier,
Im finstern, war das einzige Panier,
Das uns geleitet in dem Labyrinth.
Der Pfad war rauh und schmal. Gestrüpp
und Stauden
Versperrten ihn und glühnde Augen schau-
ten
Unheimlich aus dem dunkeln Laubgewinde.

Und aus dem Dickicht, dem verworrenen,
scholl
Der Pumas Brüllen, dumpf und grauen-
voll,
Und eckes Büchlein giftgeschwollner Schlan-
gen;
Wir drangen vorwärts trotz der Ungeheuer,
Bald hemmte unsern Mittl ein alt Ge-
mauer,
An dem Zahrelaufende vorbeigegangen.

Die steilen Stufen stiegen wir empor
Und traten durch das dichtverwachsne
Thor
Ins Heiligthums geheimnißvollen
Schauer.
Falsch fiel das Licht durch enge Fenster-
nischen
Auf bunter Bilder Schmuck, noch dustig-
frischen,
Ein künstlich Kreuz erglänzte an der Mauer.

Ein Kreuz?—Zu Häupten ihm ein Vogel
schwebt
Ein Priester opfert Blumen, Einer hebt
Ein Kind empor—dem Gott willkommen
Gaben;
Die Mäander zieren myst'sche Hieroglyphen.
Wer öffnet ihres Sinnes dunkle Tiefen,
Wer nennt den Künstler, der sie eingegra-
ben?

Ein Kreuz?—war's wohl ein christliches
Emblem,
War's ihm geweiht, der nah' Jerusalem
In diesem Holz den Martertod gelitten?
Welch Volk bewohnte dieses Urwalds
Stätten,
Galt's auch von Adams Fall es zu erretten,
Woher entstammten ihm Kultur und Sitten?

Trug nicht der Fürst des Nils ein Kreuz als
Zier
Beim ersten Tagen der Geschichte schier,
Prangt's nicht auf der Phönizier Wechsel-
golde?
Schmückt's nicht den König auf Assyriens
Thron,
Nicht den Aztekenaglt, den Sonnensohn,
Standskunst und Wissen nicht in seinem
Solde?

Ein Geist durchweht das ganze Weltental,
Und allerwärts erklingt sein Wiederhall
Aus den Gedanken, Bräuchen und Sym-
bolen;
Es ist gewiß: aus e i n e r Quelle tranken,
Die heut atrennt der Länder weite Schran-
ken,
Sein Schemen ist gefolgt nach allen Polen.

Sette dich zu Maria, rufe sie an in allen
Nöthen; denn ihre Fürbitte ist allvermö-
gend. Der Sohn erhört die Mutter, und
der Vater erhört den Sohn; das ist die
Stufenleiter, auf welcher der Sünder, auch
der ärmste, zu Gott gelangt.

Papst Pius VII.

Das glorreiche Wirken der katholischen Kirche im 19. Jahrhundert.



Die größte Gefahr, welche in neuerer Zeit die Kirche bedrohte, der Versuch, das Papstthum nicht nur alles weltlichen Besitzes zu entkleiden, sondern auch für immer von Rom, dem ewigen Rom, zu trennen, aber auch das Mißlingen dieses höllischen Planes und die schnelle Wiederbegründung der päpstlichen Hierarchie: das waren die weltgeschichtlichen und folgenreichen Erscheinungen zu Beginn unseres Jahrhunderts. Der Märtyrer und der Sieger in diesem Drama war ein schwacher Greis, aber ein apostolischer Held; sein Name ist Papst Pius VII

Sein Vorgänger war am 27. August 1799 zu Valence in Frankreich gestorben. Da versammelten sich unter Oesterreichs Schutze im Benediktiner Kloster von S. Giorgio Maggiore zu Venedig 35 Cardinäle und wählten mit 32 Stimmen am 14. März 1800 als 255-ten Nachfolger des hl. Petrus den Cardinal Chiaramonte. Am 21. März ließ dieser sich als Pius VII. von Cardinal Doria die dreifache Krone aufsetzen. Am 8. Juli zog er in Rom ein, nahm aber erst am 22. November desselben Jahres die feierliche Aufahrt zum Lateran vor.

Gregor Barnabas Chiaramonte, Sohn des Grafen Scipio und der Gräfin Johanna Ghini, war zu Cesena am 14. Aug. 1742 geboren. Sechzehn Jahre alt trat er in den Benediktiner-Orden ein. Seine höheren Studien machte er zu Padua; bald lehrte er in Parma Philosophie, in Rom zu S. Andrea della Valle, wo der Astronom Piazzi sein Freund und College war, Theologie. Bald wurde er Prior, darauf Abt, dann Bischof von Tivoli und am 14. Februar 1785 Bischof von Imola und Cardinal. Schon hier zeigten sich alle die hohen

und edlen Eigenschaften, die ihn auf dem päpstlichen Throne noch glorreicher zierten: seine Milde, sein Wohlwollen, seine ächt römische Ausdauer, seine Demuth, seine heiligmäßige Sitteneinheit. Mit großer Klugheit wendete er manches Ungemach von seiner Heerde ab; die schweren Kriegssteuern bestritt er meist aus eigenen Mitteln, die Hälfte seiner Einkünfte gab er den Armen.

Der berühmte englische Cardinal Wiseman, welcher ihn persönlich gekannt hat, berichtet über seine Jugend, wie folgt:

„Die tiefere Grundlage seines Charakters haben wir in den ersten Entwicklungen seines jugendlichen Geistes zu suchen. Wenn die Natur dem jungen Barnabas Chiaramonte ein mildes und sanftes Gemüth gegeben hatte, so hatte er einem erhabenern Einflusse eine noch bessere Gabe zu verdanken. Die Religion umkleidete ihn mit der Schönheit eines makellosen Lebens, mit dem Ruhm einer während seines langen Lebens treu bewährten Tugend. Wenige Familien in Europa sind erlauchter, als die seinige; aber wenn er von seinem Vater einen hochadeligen Namen erbt, so erhielt er von seiner Mutter, einer Tochter des Marscheje Ghini, ein werthvolleres Erbtheil: eine seltene Frömmigkeit und Tugend. Sie war weithin berühmt. Als sie die Erziehung ihrer Kinder vollendet hatte und der zukünftige Papst einundzwanzig Jahre alt war, im Jahre 1763, trat sie in das Kloster der Karmeliterinnen zu Jano, wo sie im Jahre 1771, sechzig Jahre alt, starb, und wo ihr Andenken noch jetzt in Ehren gehalten wird. In dieser Zurückgezogenheit sagte sie ihrem Sohne, wie dieser selbst zu erzählen pflegte, seine dereinstige Erhebung zur päpstlichen Würde und die lange Reihe von Leiden vorher, die er als Papst würde zu erdulden haben.“

Die rechte Hand des neuen Papstes wurde der höchst gewandte Cardinal Ferrules Consalvi, geboren in Rom am 8. Juni 1757.

Die Aera der europäischen Revolution neigte ihrem Ende zu. In Paris hatte sich der Consul Napoleon Bonaparte die Herrschaft Frankreichs gesichert. Unter dem Vorwande, die zerrütteten Verhältnisse der Kirche in Frankreich ordnen zu wollen, lud er Consalvi nach Paris zur Unterhandlung ein. Hier begründete der päpstliche Staatssekretär seinen diplomatischen Ruhm. Als ihm der Consul nach dem Empfange brüsk entgegenrief: „Herr Cardinal, in fünf Tagen muß die Sache abgemacht sein,“ sagte er ganz trocken: „Herr Consul, ich bezweifle nicht, daß man sich in vier Tagen verständigen kann.“

Das Concordat kam zu Stande und erwies sich als nicht unvortheilhaft für die Kirche.

Bald gelüftete dem Consul nach dem kaiserlichen Hermelin. Krönung und Calbung forderte der Machthaber von dem Papste. Pius reiste in der schlechtesten Jahreszeit ab, fand aber Entschädigung in der unerwarteten Devotion, mit der man ihn in Frankreich empfing. In Chalons sur Saone konnten ihn zwei Dragoner nur dadurch durch die Menge an seinen Wagen bringen, daß sie ihn zwischen ihre Pferde nahmen. Dennoch kroch ein Mädchen unter den Pferden weg und faßte den Fuß des eben einsteigenden Papstes, und ließ ihn nicht fahren, um auch ihrer Mutter das Glück des Fußkusses zu verschaffen. Als sich nun der Papst, schwebend, um nicht zu fallen, an den Dragoner hielt, begann wieder dieser des Papstes Hände zu küssen. So dauerte diese Schwebescene einige Minuten, und Pius weinte Freudenthränen.“

Bei seiner Ankunft in Fontaineblau dagegen mußte er es schmerzlich empfinden, daß er einem Usurpator gegenüber stand, der sich keiner Macht zu beugen verstand. Napoleon gefiel sich in der verächtlichen

Rolle eines vom Stolze geblendeten Parvenü und bereitete dem ehrwürdigen Oberhaupte der Kirche unerhörte Demüthigungen. Sie bildeten nur das Vorpiel des späteren Kreuzweges des heiligmäßigen Hirten. Wohlthuenden Trost fand dieser dagegen in den Ehrfurchtsbezeugungen, mit welchen ihn die gebildeten Pariser überhäuften.

„Es ist unmöglich,“ sagt Frau von Genlis, „von seiner väterlichen Gestalt einen Begriff zu geben, von der Ruhe, der Majestät seiner Haltung, von der Würde, mit welcher er in der Dianengallerie, die von Personen des höchsten Ranges und des ausgezeichneten Verdienstes angefüllt war, austrat. Alle ohne Unterschied drückten die tiefste Ehrfurcht aus.“ Als auch Delalande, der Astronom, die öffentliche Audienz besuchte, sei dem heiligen Vater dieses berühmten Gottesläugners ganz besondere Höflichkeit aufgefallen, und er habe ihm gesagt: „Ich freue mich daß Sie hier schon durch Ihre Gegenwart die schreckliche Verläumdung, die Ihnen Ihr Buch zuschreibt, das in keiner Rücksicht eines Mannes, wie Sie sind, würdig ist, auf das Urkundlichste widerlegen.“ Da fiel Delalande dem Papste zu Füßen, und dieser ertheilte ihm seinen Segen.—Als er ein andermal einen jungen Menschen in der Gallerie erblickte, der recht auffallend seinen unanständigen Spott bemerklich machte, ging Pius auf ihn zu, und sagte: „Junger Mensch, knien Sie nieder, der Segen eines Greises bringt immer Glück!“ Der Jüngling warf sich tief gerührt und weinend nieder.

Pius konnte oder durfte erst im April 1805 Frankreich verlassen. Als der Papst sah, daß man ihn ernstlich in Paris zu bleiben überreden wollte, erklärte er dem Großoffizier: „Man nehme uns die Freiheit, Alles ist vorhergesehen, ehe wir von Rom abreiseten, haben wir eine gültige Entsagungsacte unterzeichnet für den Fall, daß wir sollten ins Gefängniß geworfen werden; sie befindet sich außerhalb der Grenzen der französischen Macht, der Cardinal Pigna-

zelli in Palermo hat sie in Verwahrung, und sobald das Vorhaben, worauf man fihnt, zur Kenntniß kommt, wird in Ihren Händen nichts bleiben als ein armer Mönch, genannt Barnabas Chiaramonte". Mit der Weigerung, den nachherigen König Jerome von Westphalen von seiner protestantischen Gemahlin (einer Patterson aus Baltimore) zu scheiden, beginnen allmählig die festere Opposition des Papstes und Napoleons zuerst auf Confolvi gerichtete Angriffe. Die Rückreise des Papstes ging übrigens glücklich von Statten. Einer abermaligen Salbung Napoleons, mit dem er noch einmal zu Turin zusammentraf, als König von Italien, wich er aus. Doch hatte er auf dieser Reise fast alle Amtshandlungen verrichtet. Er hatte gesalbt Napoleon; Ludwig, den ersten Sohn des nachherigen Königs von Holland getauft, er hatte den sogenannten König von Sardinien gesirmt, er hatte Vieles das Abendmahl, Millionen den Segen gespendet und Bischöfe geweiht. Als er am 16. Mai blaß und abgezehrt nach Rom zurückkehrte, wurde er unter großem Jubel des Volkes empfangen; die schwarze Statue des heiligen Petrus unterm goldenen Baldachin trug den strahlenden Ring und auf dem Haupt die dreifache Krone. Man veranstaltete die wellberühmte Erleuchtung der Peterskirche und die Girandola auf der Engelsburg.

Die Freude sollte nicht allzulange währen. Bald sann der allmächtige Autokrat in Paris auf neue Bedrängnisse. Immer sichtbarer trat sein Plan zu Tage, seine eiserne Faust auf Rom und den Kirchenstaat zu legen. Der Comödie einer ebenso verführerischen wie pfißigen Diplomatie folgte die Tragödie der That auf dem Fuße.

Am 2. Februar 1808 rückten die Franzosen mit brennender Lunte und gefälltem Bajonnet in Rom ein. Die päpstlichen Wachposten wurden selbst am Monte Cavallo abgelöst, die Noblegarde entwaffnet und gefangen. Pius konnte keinen Widerstand entgegensetzen und wollte es

auch nicht, aber er belete und fastete, und dem Märtyrer im Vatican wendete sich die Theilnahme der Welt zu. Von da an verließ er seinen Palast nicht mehr. Als Molliß ihm vorgestellt sein wollte, und es nicht mehr zu umgehen war, fragte ihn der Papst rauh: „Sind Sie ein katholischer Christ?“ und ertheilte ihm seinen Segen, ohne sich in weiteres Gespräch einzulassen; er verhandelte mit ihm nur durch die Minister. Er stellte es aber auch allen seinen Cardinälen frei, ihn zu verlassen; sie blieben aber Alle.

Um auch diese Stütze dem Papste zu entreißen, stellte Napoleon den Satz auf, daß die Cardinäle Unterthanen der Mächte wären, in deren Lande ihr Geburtsort liege, und daß sie sich also dahin zurückbegeben sollten. Dies unter sagte ihnen aber Pius am 23. März 1808, denn der Priester habe nur die Kirche zum Vaterland.

Als die Entfernung der verwaltenden Cardinäle mit Gewalt vollzogen wurde, erklärte Pius, gar nicht mehr mit Frankreich verhandeln zu können, so lange dessen Soldaten in seinem Gebiete wären. Er ernannte einige Cardinäle zu seinen Ministern, und rief seinen Gesandten Caprara von Paris ab. Dagegen erklärte der Kaiser: Wenn Pius binnen zwei Monaten nicht der Föderation der italienischen Staaten beigetreten sei, werde er die Schenkung Karls des Großen als nicht geschehen betrachten, und das Erbtheil Petri confisciren, ohne jedoch damit dem Oberhaupt der Kirche den schuldigen Respekt entziehen zu wollen! Endlich dekretirte er 1808 die Einverleibung der Marken ins Königreich Italien. Alle beim Papste Angestellte aus dem kaiserlichen Italien mußten bis 25. Mai bei Strafe des Güterverlustes von Rom hinweg. Molliß ging nun weiter; er besetzte plötzlich das Geschäftszimmer des stellvertretenden Staatssekretärs Gabrielli mit Wache, ließ Schränke und Schreibepult versiegeln, und trotz aller Protestation den Cardinal in sein Bisthum Sinigaglia verweisen, andere Beamte aber nach Ancona und auf die besetzte Engelsburg schlep-

pen. Da ernannte Pius 16. Juni 1808 den Cardinal Barthol. Pacca zu Gabrielli's Nachfolger.

Am 6. September 1808 sollte auch Cardinal Pacca verhaftet werden, aber der Papst eilte in Person herbei, und führte ihn trotz der französischen Gensdarmen in seine eigenen Zimmer, wo er nun seine Wohnung aufschlug. Er ermahnte das Volk, keine Unruhen zu beginnen, um den Franzosen jeden Vorwand zu Gewaltschritten zu rauben. Einige legten es Pius nahe zu entfliehen; er blieb. „Man sah damals in Rom,“ sagt ein Russe, „zwei Regierungen, eine mit allen Gewaltmitteln ausgerüstet, der aber fast Niemand gehorchte; eine andere, aller Macht beraubt, im Palaste halb gefangen, die nur durch Proclamation noch ihren Willen verbreitete, und doch bereitwilligen Gehorsam fand.“

Am 10. Juni 1809 wurde unter Kanonendonner das päpstliche Wappen an der Engelsburg abgenommen, die dreifarbigte Fahne aufgesteckt und das kaiserliche Dekret über die Einverleibung des Kirchenstaates mit Frankreich bekannt gemacht. Der Papst ließ dagegen protestieren, und mit eben so viel Muth als Glück die Bannbulle an den drei üblichen Kirchen anschlagen.

Am 6. Juli 1809 früh 3 Uhr, als der französische General Madet bemerkte, daß der Wächter auf dem päpstlichen Palasthurm sich entfernt hatte, besetzten französische Truppen alle zum Quirinal führenden Straßen, und eine Anzahl Sbirren, Gensdarmen und Menschen vom unzufriedenen römischen Pöbel erstiegen unter Madet's Anführung den Palast, dessen Thore verschlossen, zum Theil sogar vermauert waren. Man drang durch den Garten ein, hieb die Zugangspforte auf und entwaflnete die päpstliche Schweizerwache. Während dieses Lärmes versammelten sich alle päpstliche Beamte und Pacca um den Papst, an dessen Vorderthüren die Franzosen eben auch Hand anlegen wollten, als sie Pius selbst sogleich zu öffnen befahl. Es galt eigentlich der Ueberfall nur Pacca,

aber Miollis und Madet improvisirten alsbald auch die Abführung des Papstes, nachdem dieser eine freiwillige Abdankung beharrlich verweigert hatte. Ohne ihnen viel Zeit, auch nur das Nöthigste einzupacken, zu lassen, mußten sie Beide einen Wagen, dessen Schläge nachher vernagelt wurden, besteigen, und wurden unter starker Bedeckung auf dem Wege nach Florenz fortgebracht, wo aber Pacca vom Papste getrennt wurde. Der Papst kam endlich nach Savona, am mittelländischen Meere, und Pacca auf die schreckliche Festung Fenestrelles in Piemont, in ein wahres Rattenloch von Gefängniß, wo noch viele Staatsgefangene schmachteten.

Am 17. Febr. 1810 verwandelte ein französisches Senatsconsult nach völliger Vereinigung des Nefts vom Kirchenstaate mit dem Kaiserthum denselben in die Departements Rom und Trasimene. Dem Papste wurden einige Paläste und 2,000,000 Franken Einkünfte in Landgütern ausgezahlt, die er aber nicht annahm. Consalvi, den Napoleon nicht durch Schmeicheleien bestechen konnte, wurde nach Rheims verwiesen. Pius wurde im bischöflichen Palaste zu Savona von allen kirchlichen Handlungen, von allem Umgang mit Geistlichen aufs Strengste zurückgehalten. Nicht einmal Schreibmaterialien wurden ihm gestattet. Zwar sollte er monatlich 100,000 Franken haben, zwar wurde auch kostbare Tafel für ihn gehalten, aber er nahm von Allem nichts an, und wollte lieber vom Almosen der Gläubigen leben. Dasselbe soll auch, als sein Gewand zerrissen, und der Schneider es auszubessern nicht mehr im Stande war, der selbst arme Schneider durch fromme Beiträge Geld zu einem neuen Rock zusammengebracht, und sich nur den alten unbrauchbaren als Reliquie erbeten haben.

Inzwischen bedrohte Napoleon den Papst mit völliger Absetzung durch ein allgemeines Concilium. Und nun war das Maß der Langmuth Gottes erschöpft. Der verwegene Herodes auf dem Throne Frank-

reichs spielte seine letzten Triumpfe aus, die letzte Karte seines Hasses und seines Uebermuthes—und er verlor!

Gesah es doch schon während der Vorbereitungen zu diesem Pariser Concil, daß der 80jährige Abbe Emery unerschrocken die Unthunlichkeit eines vom Papste getrennten Councils zeigte und den heiligen Vater zu vertheidigen wagte.

Dennoch wurden die Erzbischöfe und Bischöfe Frankreichs, Italiens' auch deutsche Geistliche aus Ländern seiner Vormächtigkeits auf den 9. Juni 1811 (6 Cardinäle, 8 bestätigte Bischöfe und andere Geistliche) einberufen, und die Versammlung am 17. Juni 1811 eröffnet.

Bei der prachtvollen Einweihungsmesse ward erst für den Papst, dann für den Kaiser, dann für's Concil gebetet. Aber bald zeigte sich auch hier der Geist des Widerspruchs gegen die kaiserlichen Propositionen, und eine Zuschrift der Versammlung, welche dem Kaiser bei einer Audienz übergeben werden sollte, enthielt auch die vom Weichbischöf von Münster, Freiherrn Droste zu Vischering, versuchte Forderung, daß vor allen Dingen Napoleon den heiligen Vater in vollkommene Freiheit setzen möge; daher diese feierliche Audienz gar nicht stattfand.

Darum ließ Napoleon den Papst auch ferner in Savona bleiben, ließ das Nationalconcil stillschweigend auseinander gehen, in der Hoffnung, daß nach dem großen Plane, den er schon damals gegen Rußland hatte, sich noch zu weit Mehrerem Gelegenheit finden werde. Sagte er doch vor seiner Abreise 1812 dahin: „Wenn ich ausgeführt haben werde, was sich jetzt bereitet, und zwei oder drei andere Pläne, die ich (und dabei schlug er an die Stirn) noch hier habe, so wird es 20 Päpste in Europa geben, Jeder Staat wird den seinigen haben!“

Der Verblendete! Wie sollte es bald anders kommen!

Wie der arme, franke Papst von Savona nach Fontaineblau gebracht und hier in schmählicher Gefangenschaft gehalten, ge-

höhnt und gemartert wurde, das hat Niemand so ergreifend geschildert, als der gefeierte Schriftsteller „Conrad von Woland.“ Wer dessen herrliche Werke noch nicht kennt, der beschaffe sich doch dieselben und lese sie!

Das feurige Mene Tekel, das im Brande Moskaus vor aller Welt schaurig leuchtete, konnte Belsazar-Napoleon nicht verstehen. Auch war es jetzt zu spät. Der Tag der Rache Gottes war da. Als Flüchtling kam der Uebermüthige nach Paris zurück und jetzt war die Reihe an ihm, wieder aus Rücksichten politischer Klugheit (welche Satyre!), mit dem Papste Frieden zu machen! Aber darauf gefaßt, erklärte Pius, nur in Rom und in der Mitte des Cardinal-Collegiums verhandeln zu können.

Auf den Charfreitag des Martyriums kam jetzt der Charfreitag der Ruhe. Bald sollte auch der Osternorgen anbrechen.

Als im Jahre 1814 die Verbündeten in Frankreich eindringen, wurde Pius, doch ohne seine Cardinäle, nach Italien entlassen. Den Letztern gab er den strengsten Befehl, sich in keine Verhandlung einzulassen. Der rohe ihn escorirende Gensdarmen-Oberst Lagorze, der sogar eine Dame von Stand aus Gefäch schlug, die dem Papst den Fuß küssen wollte, und an der Rhone bei Beaucaire das Volk, welches dem Papste die höchste Achtung bezeugte, grimmig fragte, was sie denn für den Kaiser für Ehrenbezeugungen vorbehielten, worauf man ihm mit verständlicher Geberde bemerkte, dem werde man die Rhone zu trinken geben, lieferte ihm am 23. März 1814 an die Oesterreicher in Piacenza ab, während die andern Cardinäle alle einzeln gleichfalls mit Gensdarmen in entfernte Provinzen z. B. Paccas nach Neß im Garddepartement, unter strenger Aufsicht gebracht wurden. König Joachim Murat empfing den Papst in Bologna, wo dessen Wagen von Menschen gezogen wurde, mit großer Devotion, trat ihm die von ihm besetzten Provinzen des Kirchenstaates ab, und bat nur um Rücksicht für die dort von ihm Angestellten. In Cesena trafen Con-

jalvi, der sich nach Napoleon's Thronensagung von Bezieres selbst entließ, und bei Frejus Napoleon begegnete, Pacca in Sinigaglia 11. Mai bei ihm ein. Unweit Rom bei der Villa Giustiani kamen 24. Mai 1814 dem Papste (in dessen Wagen auch Pacca saß) noch andere Opfer von Napoleons Politik, Karl IV. von Spanien mit seiner Gemahlin, mit der Königin von Etrurien und deren Sohn und Godoy dem Friedensfürsten entgegen. Nun bestieg Pius einen prachtvollen Staatswagen, den ihm Karl geschenkt hatte, und fuhr unterm Donner der Kanonen der Engelsburg, von gleich uniformirten jungen Römern mit purpurnen Strängen gezogen, unterm Vortritt der Waisenkinder in weißen Chorgewändern und mit Palmen in einem ununterbrochenen Triumphzuge von der Porta del popolo, wo ihn der Senat und Gesandte empfingen, durch die festlich geschmückten Straßen zur Peterskirche, wo sich der König Karl zu seinen Füßen warf und seinen Pantoffel zu küssen begehrte.— In der That, Pius konnte den Herrn preisen, der da erniedrigt und erhöht, von den Thronen stürzt und aus Jammer und Elend zu Glück und Glanz führt;—der von einem General aus seinem Palast gleichsam gestohlene mit Sensdarmen transportirte länderlose Pius vom 6. Juli 1809 und der Papst, Fürst des Kirchenstaats, dem wieder Könige den Pantoffel küssen und die ganze Christenheit zujubelt am 24. Mai 1814!

Und wunderbar! einen Monat vorher, am 11. April 1814 hatte Napoleon in demselben Fontaineblau, in dem er Pius gefangen gehalten, seine Abdankung unterzeichnen müssen! Sein Stern flammt nur noch einmal kurz auf, nach des Kaisers Rückkehr von Elba, um dann aber für immer auf St. Helena zu erlöschen.

In Rom aber begann jetzt die Aera der Restauration auf staatlichem und kirchlichem Gebiete und sie hörte auch nicht auf, als der greise, müde Dulder zur ewigen Ruhe einging. Pius VII. starb am 6. Juli 1823, im Alter von 81 Jahren. Cardinal Wijs-

man widmete dem Hingeshiedenen den folgenden ehrenden Nachruf:

„Ich erinnere mich, ihn am Christfeste vor dem Altare in Santa Maria Maggiore, von zwei Dienern unterstützt, knien gesehen zu haben. Es war am ersten Christfeste, welches ich in Rom feierte; im folgenden Jahre starb er. Auch die verbannte Königin von England suchte in Rom auf eine Zeit eine Zuflucht. Es muß für den milden und herzengutem Papst ein Trost gewesen sein zu sehen, wie auch die geächteten Mitglieder der Familie des Kaisers, von dem er so viel zu leiden gehabt hatte, in seiner Hauptstadt ein Asyl fanden. Sie wurden in dem Besitze ihrer Paläste, ihrer Güter, ihrer Titel und ihres Ranges nicht nur nicht gestört sondern ausdrücklich anerkannt. Und Niemand lebte wohl in Rom geachteter und starb allgemeiner betrauert, als die Prinzessin Lätitia, die Mutter des Kaisers.“—„Es ist das,“ so schrieb Wiseman, „ein edeles Privilegium der Stadt Rom, daß sie der neutrale Boden ist, auf welchem die Vertreter von rivalisirenden, selbst von feindseligen königlichen Häusern friedlich und würdevoll zusammenkommen können,—ein Ort, wo man der Feindschaften nicht mehr gedenkt, und wo Beleidigungen in Vergessenheit begraben werden. . . .“

„Aber diese äußern Herrlichkeiten welche das hohe Alter und die letzten Jahre des Pontifikates Pius' VII. mit einem hellen Glanze umgaben, überstrahlte die ungestörte und unwandelbare Liebe und Verehrung seiner Unterthanen. Kein Murren störte als Mißklang die Segenswünsche, welche täglich zu seinem Thron drangen und mit väterlicher Zärtlichkeit von ihm erwidert wurden. Es gibt vielleicht kein anderes Beispiel in der Geschichte, wo weniger zu befürchten ist, das Urtheil der Nachwelt werde mit dem Urtheile der Zeitgenossen nicht übereinstimmen.“

Maria ist in Wahrheit das Scepter des rechtmäßigen Glaubens, der Beweis der katholischen Wahrheit.

Dom Bichertisch.

„**Palla Toa**“, ein lyrisches Epos von Wilhelm Keilmann, in mehrfarbigem eleg. Original-Salonband Mk. 6—ist im Verlage von F. W. Cordier, Buchdruckerei und Verlags-handlung in Heiligenstadt (Sichsfeld) erschienen und jetzt durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Ueber diese neueste Dichtung, ihren Inhalt und Werth, äußert sich Dr. Karl Höber, Professor in Straßburg, Elßaß, und Redakteur der „Akademischen Monatsblätter“ folgendermaßen:

„Wie der Name schon andeutet, handelt es sich in diesem Epos um einen fremdländischen und fremdartigen Stoff. Und dennoch wird er uns rasch lieb und vertraut, sobald wir nur einmal diese höchst originelle und reizvolle Dichtung näher kennen gelernt haben. Spielt sie doch in dem weltgeschichtlich bedeutsamen Zeitalter der Entdeckung des westindischen Kontinentes, in dem Zeitalter, da die im Westen Südamerikas wohnenden hochentwickelten Kulturvölker für die Lehre Jesu Christi gewonnen wurden. Wer hat noch nicht den Namen des Sonnenreiches der Incas und der Dynastie der Incas gehört, die das weite Land Peru unterwarfen, die der alten Volksstämme barbarische Sitten beseitigten und sie selber dem Sonnendienste zuführten? Auch die Incas waren Heiden. Und doch lebte bei den Edelsten und Besten dieses Volkes noch die durch die Schlehre verpflanzte Erinnerung an den „denfall, an die Sintflut, an den Turmbau von Babel fort, es lebte bei ihnen der Glaube an mehrere im eminenten Sinne weltgeschichtliche Thatsachen, von denen ihr Volk in grauer Vorzeit Kunde erhalten hatte, so an die Menschwerdung Gottes, an die Geburt des Weltheilandes und an die Ankunft der Söhne des neuen, wahren Gottes aus dem fernem Osten. Ganz besonders war es der Inca Huayna, der Glorreiche, der an den Traditionen seiner Ahnen festhielt und die Weissagungen der Seher und Sibyllen verehrte. Unter seiner Regierung (1505 bis 1525) drangen die Spanier zuerst nach dem Innern des Festlandes Amerika's vor, Huayna empfing noch die Meldung davon und legte seinen Nachfolgern dringend ans Herz, den Söhnen des wahren Gottes zu huldigen.“

Auf diesem historischen Hintergrunde spielt sich die bewegte Handlung des Epos ab. Die hervorragendsten Personen darin sind Manco und Prinzessin Toa. Manco als Lebensretter des großen Huayna, als Heerführer und Kriegsheld, als Schöpfer künstlerischer Werke von dem Incafürsten hochangesehen, wird unter die Sonnenjöhne aufgenommen; als Feldherr des Inca stürzt er das Königthum Quito und erhält bei dem Siegesfeste die Hand der holdseligen Palla Toa, der er längst in stiller Liebe zugethan ist, deren heimliche Neigung ihn zu den stolzen Thaten entflammt hat. Zu gleicher Zeit verstummen die Orakel in den Tempeln, den heidnischen Göttern erischwindet die Stärke und das Ansehen; nach der Aussage der Priester muß der neue Gott da sein, von dem die Tradition erzählt und auf den die Gutgesinnten bauen. Huayna verehrt ihn zuerst, und auf sein Gebet hin wirkt er unerhörte Wunder; die neuen Herrscher und das ganze Volk der Andenwelt beten den einen allmächtigen Gott an.“

Die Form des Epos ist meisterhaft. Den einzelnen Partien ist sie mit virtuoser Kraft und Geschicklichkeit angepaßt: wie das Brausen des Sturmes schallt sie in den Kampf- und Jagdszenen und beim Widerstande der Götzenpriester gegen die Sendlinge der christlichen Lehre; wie der Klang eines Silberglöckchens, lieblich und hell, in den innigen Liebesgesängen Manco's und Toa's. Wie reich und bildsam, wie anmuthig und rein, wie vollklingend und majestätisch ist doch unsere deutsche Sprache, so wird gewiß mancher empfinden und urtheilen, der diese herrliche Gabe des Dichters genießen wird.

Wir sind fest davon überzeugt, daß „Palla Toa“ wegen ihrer inneren ästhetischen Vollendung und ihres wirksamen ethischen Gehaltes zu den besten Werken gehört, welche die poetische Literatur in letzter Zeit hervorgebracht hat.

Das Buch ist von der Verlags-handlung künstlerisch ausgestattet und verdient auch in dieser Beziehung die höchste Anerkennung. Wer den edlen Genuß kennt oder sucht, den die Lektüre einer klassisch-schönen Dichtung bereitet, dem sei das Epos Palla Toa aufs wärmste empfohlen.'